DAN SHOCKER's Macabros



Nr. 81

DM 1.50

Österr. S 12; Schweiz Fr. 1.50
Schwed. Kr. 3.75 incl. moms
Italien L 650; Spanien Pts 60
Printed in Germany

WRACK DER NAMENLOSEN GÖTTER



Nr. 81

Wrack der namenlosen Götter

(Odyssee in der Welt des Atoms – 1. Teil)

Was zuletzt geschah:

Mitten im afrikanischen Busch wurden Reste einer Ruine entdeckt Darin befindet sich eine Kammer, die ein Tor darstellt zwischen der Normal- und der Mikrowelt. Carminia Brado ist gegen ihren Willen in den Mikrokosmos verschlagen worden. Björn Hellmark und sein Freund Arson folgen nach. Sie müssen Carminia und Nh'or Thruu, den Irren von Zoor, finden, auf den die Ereignisse der letzten Zelt zurückgehen.

In der Normalwelt konnte der Inder Bani Mahay bisher vor einer Verwandlung zum Waben-Monster gerettet werden. Pepe hat ihn rechtzeitig nach Marlos verschleppt, ehe er der Selbstmord-Seuche anheimfallen konnte.

Von all diesen Dingen ahnen Björn und Arson nichts. Sie finden Carminia, können aber nicht mehr in ihre normale Welt zurückkehren, weil der Weg aus dem Mikrokosmos versperrt ist. Die Ruine ist verschwunden, kurz nachdem der unheimliche Insektenmensch aus Zoor mit zwei verwandelten Menschenfrauen das Tor in die Mikrowelt, aus der er kam, passieren konnte.

Verwirrt und ratlos müssen Björn und Carminia feststellen, daß sie nach einer Rast Arson nicht mehr finden können. Der Mann mit der Silberhaut, ihr treuer Gefährte, ist spurlos verschwunden – und sie sind nach wie vor Gefangene einer Welt, die in einem Staubkorn Platz findet. Ihre Odyssee in der Welt des Atoms hat begonnen…

War es Wirklichkeit oder Traum?

Als der Mann die Augen aufschlug, umgab ihn eine fremdartige, bizarre und düstere Welt.

Dies war nicht das gewohnte Bild!

Einen Moment war der Wachwerdende noch so benommen, daß er sich nicht zurecht fand.

In der Düsternis erkannte er die Umrisse schwarzer Säulen und wabenförmiger Gebilde im Hintergrund, die klein und verloren wirkten.

Plötzlich erinnerte er sich…

Er hatte die Welt, wie sie sich menschlichen Augen bot, verfassen. Er war nicht tot – sein Zustand war schlimmer, und er war weiter weg als ein Verstorbener, dessen Grab man zumindest besuchen konnte, wenn man wußte, wo es sich befand.

Sein Aufenthaltsort aber war unbekannt. Er befand sich mitten in der Welt und war doch weiter von ihr entfernt als das nächste Sonnensystem, die nächste Milchstraße!

Björn Hellmark, der blonde Mann mit den blaugrauen Augen und den verwegenen Gesichtszügen des Abenteurers richtete sich auf.

Sein Blick ging in die Runde. Vor ihm breitete sich eine Talsenke aus, die bis zum schwarzen Horizont reichte. Die zerklüfteten Berge waren von einem grünlich-violetten Schein umgeben. Das Leuchten sah aus wie eine Aura und schien aus der Erde zu kommen.

Erde… als dem Mann dieser Begriff durch den Kopf ging, huschte unwillkürlich ein schmerzliches Lächeln über sein Antlitz.

Ja, er befand sich auf der Erde. Vielleicht in einem Staubkorn, das vom Wind durch die Lüfte gepeitscht wurde, ohne daß er – der millionenmal winziger war – diese Bewegung mitbekam. Ebenso wenig wie man als Mensch mit seinen Sinnen erkannte, daß die Erde sich drehte, daß die gesamte Milchstraße mit unvorstellbarer Geschwindigkeit expandierte, daß Sterne und Sonnen förmlich voreinander flohen…

Es war so im großen wie im kleinen.

Der Gedanke, daß er eine Winzigkeit war, daß das Atom für ihn die Größe einer Sonne hatte, störte ihn seltsamerweise weniger. Er bekam seinen wahren Zustand nicht mit, wurde sich seiner Winzigkeit nicht bewußt.

Was ihn sorgte, war die Tatsache, daß er in der Mikroweit gefangen war, daß der einzige Ausgang – verschwunden war.

Hellmark senkte seinen Blick. Neben ihm auf dem Boden lag Carminia Brado, die schöne Brasilianerin, die sein Schicksal teilte.

Zärtlich streichelte er über das seidig schimmernde, dichte Haar.

Carminia schlug die Augen auf. Die geringste Bewegung, die kleinste Veränderung registrierte sie.

Sie war sofort hellwach, lächelte den Mann an, der sich über sie beugte.

»Alles in Ordnung?« Das waren die ersten Worte, die sie sagte, als sie sich aufrichtete.

»Wenn man davon ausgeht, daß wir noch leben – ja. Ansonsten – alles unverändert…«

Ihr Schlaf war tiefer und erholsamer gewesen. Das war gut so.

Trotz der Ruhepause, die sie nach der langen Suche und dem anschließenden Marsch eingelegt hatten, fühlte Björn Hellmark sich wie gerädert.

Bevor er eingeschlafen war, hatte er sich fest eingeprägt, während des Schlafes von Fall zu Fall seinen Zweitkörper entstehen zu lassen. Nur auf diese Weise war es möglich, die fremde, bedrohliche Umgebung zu überwachen.

Die ersten Erlebnisse im Mikrokosmos, in der Welt Zoor, die von einem Irren beherrscht wurde, hatten ihnen einen Vorgeschmack davon gegeben, was sie erwartete, wenn sie sich länger hier aufhielten.

Gezwungenermaßen mußten sie weiterhin bleiben, sie hatten keine andere Wahl.

An der gleichen Stelle, wo sie Stunden zuvor auch mit Arson rasteten, hatten sie die Ruhepause eingelegt. Björn hoffte, daß sich während des Schlafes das gleiche ereignen würde wie bei der ersten Rast.

Arson war verschwunden. Ohne ersichtlichen Grund, ohne daß Spuren eines vorausgegangenen Kampfes festzustellen waren…

Es schien, als hätte der Erdboden ihn verschluckt.

Das Ganze war um so rätselhafter, wenn man bedachte, daß gerade Carminia Brado und Björn Hellmark eine umso leichtere Beute während des Schlafes gewesen wären.

Konnte es sein, daß Arson etwas bemerkte, einem Geräusch oder einer visuellen Wahrnehmung nachging – und in eine Falle gelockt worden war?

Das hätte aber auch nur einen Sinn gehabt, wenn es danach zu einer akuten Gefahr für die Schlafenden gekommen wäre.

Dies aber war ausgeblieben.

Merkwürdig – in einer Welt, die lückenlos von dämonischen Wesen kontrolliert und beherrscht wurde. Die ausgestorbene Insektenrasse, selbst unbarmherzig und kriegerisch, war ganz zum Sklavenheer des neuen Herrschers geworden, der diese Welt im Handstreich genommen hatte.

Die Nachtseelen von Zoor waren die Hilfstruppen Nh'or Thruus, des Irren, der sich schattengleicher Gestalten bediente wie ein Puppenspieler seiner Puppen.

Diesen gespenstischen Lebewesen waren sie begegnet. Abwartend hatten sie beobachtet und waren dann wieder verschwunden.

Nichts und niemand war im Augenblick ringsum zu sehen – und doch wurden die beiden Menschen das Gefühl nicht los, beobachtet zu werden.

»Noch immer kein Lebenszeichen von Arson, keine Spur?« fragte Carminia Brado unvermittelt.

Björn schüttelte den Kopf. Das Schwert des »Toten Gottes« lag schwerelos wie eine Feder in seiner Hand. »Nichts… ich stehe vor einem Rätsel…«

Wortlos nahmen sie beide eine kleine Mahlzeit aus dem mitgebrachten Proviant zu sich. Sie tranken dazu klares Quellwasser aus Marlos.

Danach wollten sie aufbrechen.

Das Macht-Zentrum Nh'or Thruus war ihr Ziel.

»Ich bin überzeugt davon, daß der Herrscher dieser Welt über jeden einzelnen unserer Schritte informiert ist, daß er längst hätte etwas geschehen lassen können – wenn er das wollte. Aber er wartet ab«, beunruhigt erhob sich Björn. Unwillkürlich umspannte seine Rechte den Griff des einmaligen Schwertes. »Diese Ruhe gefällt mir nicht…«

War es die sprichwörtliche Ruhe vor dem Sturm?

Beinahe kam es ihnen so vor. Und es schien, als hätte es nur dieser Gedanken bedurft.

Da war der Schrei…

Gellend zerriß er die düstere Atmosphäre, die nie von einem Sonnenstrahl erhellt worden war und die Stille.

»Bjööörrrnnn!«

Hellmark hörte seinen Namen und warf den Kopf herum.

Der Ruf erfolgte aus Richtung Talsenke, wo zwischen wabenförmigen Gebilden und bizarren, grotesken und nadelförmigen Türmen ein verschlungener Pfad hinter den pyramidenförmigen Hügel führte.

Auch dahinter hatte Hellmark seinen Doppelkörper Macabros schon geschickt, ohne jedoch auf etwas Verdächtiges zu stoßen.

Wer da den Pfad bergab taumelte, hilflos die Hände nach vorn gestreckt – das war niemand anders als Arson, der Mann mit der Silberhaut!

Und er rannte, so schnell es ihm seine Kräfte noch erlaubten. Er schlug um sich, stürzte, raffte sich wieder auf und stolperte weiter…

Aber – da war überhaupt nichts, wogegen er sich hätte zur Wehr setzen müssen…

Carminia und Björn konnten nichts sehen.

Eine eiskalte Hand griff nach Hellmarks Herzen, als er in

Sekundenbruchteilen die Szene in sich aufnahm, verarbeitete und zu dem schrecklichen Schluß kam, daß Arson – den Verstand verloren hatte!

*

Zur gleichen Zeit in der »normalen Welt«, in einer kleinen Ortschaft, rund achtzehn Kilometer von Basel entfernt.

Ein kleines, einstöckiges Bauernhaus stand am Ende der Straße. Leise tropfte Regen auf das Dach. Die Nacht war kühl und windig.

Der Mann, der das kleine Haus allein bewohnte, hatte sich alle Räume als Forschungsstätten eingerichtet.

Friedrich Chancell war Amateurforscher, neununddreißig Jahre alt und lebte von Aktien und Beteiligungen an mehreren Unternehmen. Seine Einkünfte ermöglichten dem Junggesellen ein relativ unabhängiges und freies Leben.

Chancell war dunkelhaarig, hatte schwarze, bewegliche Augen, und man sah ihm an, daß seine Vorfahren reinblütige Franzosen gewesen waren.

Das Bauernhaus, das er seit zwölf Jahren bewohnte, hatte sich im Lauf dieser Zeit zu einer Art Museum entwickelt. Aus allen Teilen der Welt hatte Chancell Sammelstücke zusammengetragen.

An den Wänden der kleinen Räume mit den niedrigen Decken hingen erschreckende Masken, Wurfspeere, Blasrohre, handgefertigte Dolche und steinerne Figuren aus aller Welt. In jedem Stock gab es Regale, die prallgefüllt waren mit alten und neuen Büchern. Da standen Werke von Freud und C.G. Jung neben Bänden von Däniken und Robert Charraux.

Im Haus existierte ein Archiv, das jeden Bibliothekar vor Neid erblassen ließ.

Alle Merkwürdigkeiten, die im Lauf der letzten hundert- bis hundertfünfzig Jahre in der Welt passiert waren und in der Presse ihren Niederschlag fanden, waren fein säuberlich abgeheftet, entweder als gedruckter Originalbericht oder mit Schreibmaschine abgetippt.

In den Artikeln war die Rede von rätselhaften Vorfällen in allen Teilen der Welt, Sichtung von geheimnisvollen Flugobjekten bis hin zum Verschwinden von Menschen, die eines Tages unter nicht minder seltsamen Umständen wieder auftauchten. Sie waren manchmal zwanzig oder gar dreißig Jahre fort gewesen – ohne sagen zu können, wo. Berichte von Forschern, die monatelang Fußmärsche durch die Urwälder hinter sich hatten, nahmen einen großen Teil des Archivs ein.

Augenzeugen berichteten von unglaublichen Riten oder Entdeckungen, die sie gemacht hatten.

Friedrich Chancell, selbst ein Globetrotter, der die meiste Zeit des Jahres im Ausland lebte, konnte aus eigener Erfahrung das Archiv ständig ergänzen.

Er reiste zwischen Oaxaca, Chichen, Itza, Cuzco und Macchu-Picchu hin und her, hauste wochenlang in weltabgeschiedenen Eingeborenen-Dörfern mitten im Dschungel des Amazonas oder war wochen- gar monatelang mit einem Flachboot auf den unzähligen Nebenflüssen unterwegs.

Weshalb?

Chancell war überzeugt davon, daß das Weltbild, wie es von Wissenschaftlern und Forschern gewissermaßen als erkannt und enträtselt hingestellt wurde, nicht stimmte. Es gab da einige Schönheitsfehler. Gerade in der Entwicklung zum denkenden Menschen, zum »homo sapiens«, fehlten Bindeglieder, wenn man die bisherigen Erkenntnisse als wahr und richtig zugrunde legte.

Nur wenn man jedoch gewisse Hinweise aus Erzählungen, Legenden, Sagen und Versuchen der neueren Zeit berücksichtigte und ihnen den richtigen Stellenwert gab, kam man zu dem Schluß, daß die Menschen schon vor langer Zeit Kontakte zu Außerirdischen hatten. Und die hatten sogar aktiv in die Genentwicklung eingegriffen.

In den Mythen primitiver Völker zeigten sich besonders intensive Zeichen solcher Begegnungen. Die Indianerstämme im Gebiet um den Amazonas waren da eine wahre Fundgrube.

Chancell atmete tief durch.

Er saß am Schreibtisch, dessen Platte von einer starken Lampe voll ausgeleuchtet wurde.

Mehrere vergilbte Zeitungsausschnitte lagen ausgebreitet vor ihm, die er katalogisierte.

Besonders ein Artikel, versehen mit einer einfachen, nur noch undeutlich erkennbaren Strichzeichnung illustriert, hatte es ihm angetan.

Chancell wußte, daß diese Zeichnung der Schlüssel zu einem großen Geheimnis war.

In seinem Archiv gab es ein solches Stück nicht zum zweiten Mal. Und doch war es ihm bekannt.

Da war ein Gespräch gewesen, das nun drei oder vier Jahre zurücklag. Er hatte es mit einem Eingeborenen-Häuptling geführt, von dem behauptet wurde, daß er Wächter kenne, die die Höhle bewachten, in der die Fremden stünden.

»Die Fremden« – mit diesem Begriff brachte Chancell etwas ganz Bestimmtes in Verbindung. Ein Gerücht ging um in den verschiedenen Stämmen. Es hörte sich phantastisch an. Da sollte es mitten im Urwald eine verborgene, von Schlinggewächsen überwucherte Pyramide geben, die die »Fremden« einst benutzten. Sie wurden als groß und

hellhäutig beschrieben, und es hieß, sie seien einst mit »Fliegenden Wagen« vom Himmel gekommen.

»Die Fremden« würden nur darauf warten, daß man sie zurückholen und zum »alten Schiff« bringe.

Wer nicht genau hinhörte, hielt das Ganze für Geschwätz, für eine Erzählung aus dem Reich der Sage.

Gerade solchen Dingen aber ging ein Mann wie Friedrich Chancell stets nach.

Und diesen Kleinigkeiten, auf die er Wert legte, seiner Unbeirrbarkeit und Gründlichkeit hatte er möglicherweise einen Triumph zu verdanken, mit dem er eigentlich so schnell nicht gerechnet hatte.

Er hielt den Beweis in Händen!

Mechanisch näherte sich seine Hand dem Telefonapparat, nahm den Hörer ab und wählte eine Nummer. Es war die Vorwahl von Barcelona.

Das Rufzeichen erscholl.

Zwanzig Sekunden später wurde am anderen Ende der Strippe der Hörer abgenommen.

»Hola?« fragte eine dunkle, angenehme Frauenstimme.

»Chancell. – Kann ich bitte Juan sprechen?«

»Si, Senor. Einen Augenblick bitte…« Die Sprechmuschel wurde zugehalten, Friedrich Chancell vernahm leises Getuschel.

Dann folgte eine klare Männerstimme. »Hallo, Friedrich! Ich habe mit allem Möglichen gerechnet, aber nie damit, daß du mich um diese Zeit noch anrufen würdest.«

»Tut mir leid, Juan…«

»Du brauchst dich doch nicht zu entschuldigen!«

»Ich hoffe, ich habe dich nicht bei einem wichtigen Vergnügen gestört? Die Stimme am Telefon klang recht charmant. Wenn die Inhaberin so gut aussieht, wie ihre Stimme klingt, dann kann man dir nur gratulieren.«

»Danke! Das Mädchen ist goldrichtig. James Bond würde sich alle zehn Finger lecken.«

»Ist sie rot, blond oder schwarz?«

»Diesmal blond. Die Woche fängt gut an, nicht wahr? – Aber du wolltest sicher nicht über meine Freundinnen mit mir sprechen. Wo brennt's?«

»Es ist sehr richtig, Juan. Ich habe den Beweis…«

»Du bist verrückt!« fiel der Spanier wie aus der Pistole geschossen dem Anrufer ins Wort. »Sag das noch mal…«

»Ich habe den Beweis. Es muß die Fremden geben, von denen die Eingeborenen erzählen – und auch das ›Alte Schiff‹ existiert, das eine besondere Bedeutung für sie zu haben scheint.«

»Und wie kommst du so plötzlich darauf?«

»Von plötzlich kann keine Rede sein, Juan… Der Gedanke, daß da ’ne Menge Zündstoff liegt, macht mir schon lange zuschaffen. Die Indianer müssen einen Grund haben, daß sie ihr Geheimnis so schützen, damit die Öffentlichkeit nichts erfährt. – Ich habe von einem Gönner kürzlich einen ganzen Packen alter Zeitungen erhalten. Die lagen jahrzehntelang auf einem Speicher und kein Mensch interessiert sich dafür. Bei Abbrucharbeiten wurden sie gefunden. Ich bin seit einer Woche daran, das Material zu sichten. Da scheint es vor rund hundert Jahren schon mal jemand gegeben zu haben, der ähnliche Dinge sammelte wie ich heute. Die meisten Artikel hatten merkwürdige Begebenheiten um die Jahrhundertwende zum Inhalt.

Ich bin seit einer Woche dran. Und nun habe ich das gefunden, was ich schon immer suchte. Jemand hat das ›Alte Schiff‹ gesehen und beschrieben…«

Friedrich Chancell unterbrach sich absichtlich. Er wußte sehr wohl, was für eine Wirkung jedes einzelne Wort auf Juan haben würde.

»Im Jahr 1882 wurde eine Forschergruppe, die den Amazonas aufwärts fuhr, von Wilden überfallen und niedergemetzelt. Einem einzigen Mann gelang es, dem Massaker zu entkommen. Er schlug sich monatelang durch den Dschungel, lebte hauptsächlich von Früchten und Wurzeln und versuchte, den Weg in die Zivilisation zurückzufinden. Dabei stieß er auf einen versumpften Seitenarm des Amazonas. Versteckt hinter wild wuchernden Pflanzen, fast völlig von Tang und Schlingpflanzen überwachsen sah er das Wrack. Er fand an einen einzelnen Mast gekettetes Skelett. ›Es war menschenähnlich – und doch kein menschliches Wesen‹, schreibt er wörtlich hier, Juan«, zitierte Chancell. »Es hatte außer Armen auch Flügel. Wie ein entführter, gefallener Engel stand er dort, und um seine Schultern war ein leuchtend gelber Umhang gelegt, der mit geheimnisvollen, magisch anmutenden Zeichen und Symbolen bestickt war.«

»Die Indianer sprachen in ihren Legenden und Mythen immer von den ›Göttern, die von den Sternen kamen, die von den Sternen gekommen waren und ihnen ein Geheimnis anvertrauten‹…«

»Das wäre sensationell, Friedrich«, entfuhr es Juan Lopez Amalla erregt. »Aber der Amazona ist groß, die Stelle nicht genau bekannt und...«

»Da muß ich dich korrigieren«, fiel der Schweizer dem Freund ins Wort. »In dem Artikel selbst ist alles sehr nebulös. Genaue Angaben fehlen, aber auf den Rand sind Notizen geschrieben, die mich elektrisiert haben. Die Zahlen darauf bedeuten nichts anderes als der Längen- und Breitengrad. Sogar der Stand der Sonne ist eingezeichnet. Du weißt, was das bedeutet?«

»Wenn kein Scharlatan am Werk war – dann nichts anders als das, daß der Zeitungsausschnitt mal in den Händen desjenigen sich befand, der ihn auch verfaßt hat. Er hat die Angaben – möglicherweise nur für sich – später ergänzt.«

»Du sprichst mir aus dem Herzen, Juan. So und nicht anders muß es gewesen sein. In dem Artikel schildert der einzige Überlebende die Strapazen seiner Irrwanderung. Als man ihn fand, waren zwei Jahre vergangen. Philipe Laison, so hieß der Mann, war Franzose und stammte aus Lyon. Er kehrte in die Zivilisation zurück. Er war nur noch ein Wrack, am Ende seiner psychischen und physischen Kräfte, ausgemergelt von Krankheiten, Entbehrungen und Ängsten. So wird er von anderer Seite geschildert. In diesen Berichten ist auch die Rede davon, daß er in ›Fieberphantasien‹ sprach. – Seltsam ist nur, daß sich seine Fieberphantasien mit Mythen der Eingeborenen decken. Das macht mich stutzig, Juan. Da stimmt doch etwas nicht.«

»Das heißt, du gehst der Sache so schnell wie möglich auf den Grund?« reagierte der Spanier sofort. Er kannte den Freund.

»Ich habe immer einen Grund zum Reisen, also bin ich stets darauf vorbereitet. Wenn alles klappt, fliege ich morgen mittag ab. Wann treffen wir uns?«

»Aller Wahrscheinlichkeit nach rund vierundzwanzig Stunden später. Wie immer im Hotel ›Maya‹ in Brasilia.«

»Dann wünsche ich dir einen guten Flug und für heute noch eine angenehme Nacht.«

»Die hab’ ich. Blondie wartet schon ganz ungeduldig.«

»Laß sie nicht länger warten! Wenn wir erst wieder auf Dschungeltour sind, werden ein paar Wochen vergehen, ehe du die nächste Frau zu Gesicht bekommst.«

Juan Lopez Amalla seufzte. »Davor habe ich die meiste Angst, Amigo. Vielleicht nehme ich diesmal eine meiner Freundinnen mit. Das wäre gar keine so schlechte Idee…«

*

Er klebte die vergilbten Zeitungsausschnitte ein, rauchte dabei gedankenversunken eine Zigarette und löschte dann das Licht.

Es war wenige Minuten nach zehn Uhr abends und regnete nicht mehr, der Wind hatte sich gelegt.

Chancell war aufgewühlt und wußte, daß er jetzt keine Ruhe zum Schlafen fand, deshalb entschloß er sich, noch einen kleinen Spaziergang ums Haus zu machen.

Er nahm den Regenschirm mit, schlüpfte in seinen Trenchcoat und verließ die Wohnung.

Tausend Dinge gingen ihm durch den Kopf.

Er kam nicht weg von dem Abenteuer des französischen Forschers, der vor rund hundert Jahren gelebt hatte und über dessen weiteres Schicksal nichts bekannt geworden war.

Ein »Schiff der Götter« – mitten im brasilianischen Dschungel. Die Vorstellung erregte ihn. Die Welt würde Kopf stehen. Er konnte den Beweis erbringen, daß die Astronauten-Götter, von denen in den letzten Jahren immer wieder die Rede war und über die inzwischen Tausende von Druckseiten in der Welt erschienen, tatsächlich existierten.

Die Straße lag dunkel und feucht-schimmernd vor ihm.

Außer dem einsam stehenden Haus am Rand der Wiesen und Äcker gab es kein weiteres Gebäude in Sichtweite.

Es war stockfinster, kein Stern zeigte sich am bewölkten Nachthimmel.

Der Amateurforscher ging die Straße entlang, die unmittelbar zwischen den Feldern mündete. Nach etwa zweihundert Metern war der Boden nicht mehr asphaltiert und ging über in einen festen Feldweg, den der leichte Regen nicht hatte aufweichen können.

In einigen Mulden standen Pfützen, die Chancell geschickt umging.

Am Ende des Weges lag düster ein dichter, kleiner Wald, dahinter – etwa zwei Kilometer von Chancells Wohnung entfernt – das nächste Dorf.

Es war nicht damit zu rechnen, daß um diese Zeit und vor allem auch bei diesem Wetter noch jemand unterwegs war. Hauptsächlich von Fahrradfahrern wurde die Abkürzung zwischen den Äckern und dem Wald benutzt.

Chancells Absicht war es, bis zum Waldrand zu laufen, dann kehrt zu machen und wieder nach Hause zu gehen.

Er wurde aus seinen Gedanken gerissen, als die Stimme ihn plötzlich ansprach.

»Ich an Ihrer Stelle würde es nicht tun! Denken Sie an Philipe Laison!«

Chancell erstarrte.

In seinem Nacken kribbelte es. Der Abenteurer hatte schon viel haarsträubende Situationen auf seinen Reisen erlebt und gemeistert. Wenn man die weltabgeschiedensten Orte aufsuchte, dann war die Gefahr der ständige Begleiter. Aber wenn in einem Augenblick an einem Ort, wo man es nicht erwartete, etwas Außergewöhnliches geschah, fiel der Schrecken um so größer aus.

Der Schweizer warf den Kopf herum und schluckte. Er hätte die dunkle Gestalt nicht mal wahrgenommen, so sehr war sie eins mit der Schwärze ringsum,' mit dem dunklen Hintergrund der Bäume und Baumschatten.

Der Sprecher lehnte an einem Stamm und rührte sich auch jetzt

noch nicht, als er wohl bemerkte, daß Chancell ihn entdeckt hatte.

»Wer sind Sie? Was wollen Sie von mir?« Der einsame Spaziergänger zeigte – nachdem er sich wieder gefaßt hatte – keine Furcht.

»Sie warnen«, lautete die einsilbige Bemerkung.

Die Stimme klang kühl und unangenehm.

Dem Schweizer lief es eiskalt über den Rücken.

»Warnen? Vor was? Vor wem? Was soll das dumme Gerede?« reagierte er scharf.

Chancell war auf Abwehr eingestellt. Unwillkürlich hatte er seine Rechte zur Faust geballt. Der andere sollte nur versuchen, sich an ihm zu vergreifen. Er würde sein blaues Wunder erleben.

Friedrich Chancell war sportlich und verstand sich auf Kampftechniken, die er in Asien und Afrika erlernt hatte.

Doch der andere schien an einer körperlichen Auseinandersetzung ebenso wenig interessiert zu sein wie an einem Raubüberfall.

Noch immer stand er völlig teilnahmslos da.

Unwillkürlich richtete Friedrich Chancell seinen Blick in Höhe der Hände, die sein Gegenüber in den Taschen verborgen hielt. Wenn der andere mit einer Waffe auf ihn zielte, wurden seine Chancen aus dieser Entfernung allerdings schon geringer.

Aber da war noch mehr, was ihm durch den Kopf ging.

Die Bemerkung des Sprechers… die Tatsache, daß der er den Namen Philipe Laison erwähnt hatte. Nur einer hatte ihn gehört. Das war Juan in Barcelona!

»Es ist kein dummes Gerede, Herr Chancell«, fuhr der Mann in der Dunkelheit zu sprechen fort.

Der Amateurforscher konnte von ihm nur soviel erkennen, daß er einen schwarzen Mantel und einen tief ins Gesicht gezogenen schwarzen Hut trug. Vom Antlitz seines Gegenüber war nichts zu sehen.

»Ich meine es ernst. – In Ihrem eigenen Interesse! Philipe Laison wollte es damals auch nicht wahrhaben…«

»Wieso sprechen Sie ständig von einem Philipe Laison? Ich kenne keinen…«

»Dann ist es um so erstaunlicher, daß Sie den gleichen Weg gehen wollen…«

»Wie kommen Sie darauf?« fragte Chancell heiser. Was er hier zu hören bekam, irritierte und verwirrte ihn. Konnte der andere Gedanken lesen – oder wurde sein Telefonanschluß überwacht?

Was das Letztere anbetraf, so verwarf er diesen Gedanken ebenso schnell wieder, wie er ihm gekommen war.

Unsinn! Was er tat, wofür er sich interessierte, das war zwar nicht alltäglich, aber es war weder staatsgefährdend, noch untergrab er die

Sicherheit seines Landes. Seine Interessen kollidieren nicht mit denen der Abwehrstellen. Er war ein unbedeutender Zeitgenosse, bei dem sich jegliche Überwachung erübrigte.

»Ich meine es gut mit Ihnen. Machen Sie also keinen Unsinn«, bekam er zu hören.

»Soll das eine Drohung sein?«

»Warum sprechen Sie von einer Drohung, wenn ich Ihnen einen Rat gebe?«

»Ich bin gewohnt, das zu tun, was ich für richtig halte…«

»Diesmal ist es eben nicht richtig. Denken Sie an Philipe Laison! Der Name ist Ihnen geläufig, persönlich können Sie ihn natürlich nicht gekannt haben. Er lebte lange vor Ihrer Zeit.«

»Sie wollen damit doch nicht sagen, daß Sie ihn kannten?«

»Doch, das will ich damit sagen! – Ich warnte auch Philipe Laison. Aber er wollte mir nicht glauben…«

Chancell merkte, wie ihm heiß wurde.

Was er hier erlebte, ging über sein Begriffsvermögen, und doch… in der Tiefe seines Bewußtseins regte sich eine Erkenntnis.

Diese verflixte Dunkelheit! Zu gern hätte er einen Blick in das Gesicht seines Gegenüber geworfen.

»Das Ergebnis war – er verlor den Verstand und endete im Irrenhaus…« Der andere betonte jedes Wort. Wie Hammerschläge trafen sie Chancell.

»Niemand glaubte ihm etwas von dem, das er gesehen haben wollte«, seufzte der Schwarze in der Dunkelheit. »Ist ja verständlich. Wer nimmt einen Irren schon ernst. – Um so ernster sollten Sie das nehmen, was ich Ihnen sage, Herr Chancell…«

»Woher kennen Sie meinen Namen? Wieso wissen Sie, was ich… beabsichtige?«

»Wir wissen alles…«

»Wer ist – wir?«

Leises, rätselhaftes Lachen. »Wir sind die Herren in Schwarz, die immer dann aufkreuzen, wenn etwas in der Welt geschieht, das mysteriös ist – und lieber nicht ans Licht der Öffentlichkeit gerät.«

Die »Männer in Schwarz«! Er hatte schon davon gehört, über sie gelesen. Viele jener Personen, die eigenartige Begegnungen hatten oder Untertassen-Phänomenen nachgingen, gaben manchmal kleinlaut zu, von solchen »Männern in Schwarz« aufgesucht, angesprochen oder gar bedroht worden zu sein, wenn sie über dieses oder jenes Ereignis weiterhin berichten würden.

»Aber – warum .?« hörte Chancell sich sagen. Er hatte eine rege Phantasie, doch was er hier erlebte, stellte das Phantastischste in den Schatten.

»Darüber sprechen wir lieber nicht«, fiel der andere ihm sofort ins

Wort. Er löste sich von dem Baumstamm. Unter dem breitkrempigen Hut schimmerte ein kalkweißes Gesicht. »Sie treten Ihre Reise nicht an, suchen nicht den Ort mit dem ’alten Schiff und lassen das Wrack der namenlosen Götter dort in der Einsamkeit verrotten, wohin es gehört. Es ist in Ihrem eigenen Interesse. Denken Sie stets daran!«

Der Schwarze wandte sich um und verschwand zwischen den Stämmen.

»Aber so hören Sie doch, ich…« Friedrich Chancell machte drei Schritte nach vorn, um dem Fremden zu folgen.

Er hörte das Rascheln von Laub, das den Boden bedeckte. In der Dunkelheit zwischen den Baumstämmen knackte ein Zweig.

Dann war Totenstille.

Chancell hielt den Atem an. Eine halbe Minute stand der Amateurforscher wie angewurzelt.

»Kommen Sie zurück!« rief er plötzlich. Laut und klar hallte seine Stimme durch die stille Nacht. »Wir müssen über das sprechen, was Sie mir da angedeutet haben. Laufen Sie nicht einfach davon!«

Doch von Davonschleichen konnte keine Rede sein. Kein Mensch konnte sich mitten im Wald lautlos bewegen. Es schien, als hätte sich der Fremde in Luft aufgelöst…

Chancell machte auf dem Absatz kehrt und eilte im Laufschritt nach Hause. Dort holte er eine Taschenlampe und nahm aus der verschlossenen Schublade seines Nachttisches eine geladene Pistole. Er entsicherte sie.

Der Mann eilte noch mal zu der Stelle zurück, an der es zu der gespenstischen Begegnung gekommen war.

Ein Mann in Schwarz – jene mystische Gestalt, wo war sie?

Chancell suchte die fragliche Stelle gründlich ab, ging furchtlos einige Meter in den Wald hinein, ohne jedoch auf den rätselhaften Gesprächspartner von vorhin zu stoßen.

Unverrichteter Dinge kehrte Chancell schließlich nach Hause zurück, schenkte sich einen Kognak ein, zündete sich eine Zigarette an und ließ das frische Erlebnis in aller Ruhe vor seinem geistigen Auge Revue passieren.

»Ich werde es euch zeigen«, murmelte er einmal, ohne daß ihm sein Selbstgespräch bewußt wurde. »Gerade daß einer auftauchte beweist, daß ich richtig liege. Ich werde die Expedition unternehmen und auch Mittel und Wege finden, das Geheimnis zu lüften.«

Er war wild entschlossen, aktiv zu werden und konnte es kaum erwarten, bis die merkwürdige Nacht zu Ende ging.

*

Er torkelte, stolperte abermals und blieb diesmal erschöpft liegen.

Nur wenige Schritte, und Carminia Brado und Björn Hellmark waren an der Stelle, wo der Freund zusammengebrochen war.

Arson keuchte. Er schlug und trat jetzt nicht mehr um sich. Er war still.

»Arson!« Björn kniete neben ihm und legte das »Schwert des Toten Gottes« in Reichweite auf den Boden, um jede Gefahr sofort parieren zu können.

Der Mann mit der Silberhaut, der seit einiger Zeit Dauergast auf Marlos, der unsichtbaren Insel zwischen Hawaii und den Galapagos-Inseln war, lag mit dem Gesicht auf dem Boden und hatte die Hände wie im Krampf in die harte Erde gekrallt.

Hellmark drehte den Freund auf den Rücken.

»Was ist los, Arson? Wo bist du gewesen? Wieso…« was er weiter sagen wollte, blieb ihm wie ein Kloß im Hals stecken.

Carminia Brado preßte die Faust an den Mund, um nicht laut aufzuschreien.

Wie sah Arson aus!

Sein Haar war dünn und schütter, seine Haut welk, runzelig und verdörrt wie die Oberfläche einer vertrockneten Pflaume.

Der Mann, der vor wenigen Stunden noch frisch und voller Elan gewesen war, schien ein schwächlicher Greis zu sein, der aus trüben Augen blickte und sie wohl nicht mehr kannte…

*

Hellmarks Gedanken fieberten.

Was hatten sie mit dem Freund gemacht? Wer war schuld an seinem Zustand?

Arson sah aus wie ein Hundertjähriger.

Björn Hellmark überfiel ein furchtbarer Gedanke.

Wie lange hielten sie sich schon in der Mikroweit auf? Unwillkürlich drängte sich ihm diese Frage auf.

Der Zeitablauf im Bereich des Universums war ein anderer. Konnte es sein, daß Arson sich an einem anderen Ort aufhielt, wo die Zeit so rasend schnell verging, daß statt Stunden bei ihm Jahrzehnte vergangen waren?

Carminia und Björn sahen noch genauso aus wie eh und je.

War Arson – ein Trugbild?

Nein! Er konnte den Freund fühlen und sah ihn atmen und leiden.

Er versuchte sich mitzuteilen. Doch ihm fehlte einfach die Kraft dazu.

Björn bettete den Freund einige Meter vom Fundort entfernt in eine moosige Bodenmulde. Ein riesiger Baum mit ausladendem Wipfel stand an der Stelle. In Reichweite wuchsen schwarze, bizarr geformte

Pilze, die eine lackartige, feste Oberfläche hatten. Der schwarze Kopf dieser Gewächse wurden zu einer Art Spiegel, in dem der düstere Himmel reflektierte.

Überall summte und sirrte es. Die Luft war erfüllt von Geräuschen aus den blubbernden, verborgen liegenden Sümpfen und dem gewaltigen Dschungel, der sich auf der anderen Seite ausbreitete.

Die Vielfalt bedrohlichen Lebens wagte Hellmark sich nicht vorzustellen. Es war überhaupt erstaunlich, daß sie bisher so glimpflich davongekommen waren und wilde Tiere oder Rieseninsekten keinen Angriff unternommen hatten.

Hing das mit der Herrschaft Nh'or Thruus zusammen? War er nicht nur Herr über die denkenden Geschöpfe dieser Welt, sondern auch über die Tiere?

Die seltsamen Dinge, die in der kurzen Zeit ihres zwangsweisen Aufenthaltes geschehen waren, hatten ihnen gezeigt, wie der Irre von Zoor mit dem Leben umsprang. Er formte es nach seinem Willen und gestaltete Puppen. In diesem Zusammenhang dachte Björn an die Nachtseelen von Zoor und die braunhäutigen, kriegerischen Menschen, die mit Pfeil und Bogen bewaffnet waren, deren Köpfe leuchteten wie Lampen und die nur zu vernichten waren, wenn sie die Köpfe verloren. Erst dabei stellte sich heraus, daß es wirklich lebende Puppen waren, die Nh'or Thruu in den Kampf geschickt hatte und keine Lebewesen aus Fleisch und Blut. Das ließ einen weiteren Schluß auf die grausame Herrschaft des Wahnsinnigen aus dem Dämonenreich zu. Er hatte alles Lebende ausgerottet.

Ein bedrückendes Bild erstand in Hellmarks Bewußtsein, während er sich um Arson kümmerte und Carminia dem Freund vorsichtig mit klarem Wasser die aufgesprungenen Lippen benetzte. Das schien ihm gut zu tun.

Er stellte sich vor, daß dies der Endzustand der Erde sein könnte. Ein einziges, dämonisches Wesen beherrschte eine ganze Welt, ohne Rücksicht auf das Leben und den Willen der Beherrschten.

Hellmark blickte in die Richtung, aus der Arson gekommen war. Dort in Höhe des Hügels war alles still.

Ein einziges Mal ließ Björn deshalb auch nur seinen Doppelkörper entstehen, um sich die Gegend dort hinten genauer anzusehen. Es gab nichts Verdächtiges. Das machte alles nur um so mysteriöser.

Er mußte an die Stimme denken, die sie alle gehört hatten, kurz bevor der erste unheimliche Angriff auf sie erfolgt war. Jedes einzelne Wort hatte sich in sein Gedächtnis gegraben.

Nh'or Thruus Stimme hatte sie höhnisch und triumphierend wissen lassen, daß er auf sie wartete, daß er auf ihr Kommen vorbereitet war.

… ich hätte euch schon tausendmal töten können, klang die Stimme in Björns Bewußtsein nach. Aber das ist langweilig. Sterben

kann jeder nur einmal. Ich habe anderes mit euch vor. Ich werde euch jagen und hetzen durch eine Welt, von der ihr nichts wißt. Bis die Stunde kommt, da ihr mich selbst darum beten werdet, euch einen gnädigen Tod zu schenken… aber ich werde ihn euch nicht gewähren.

Jedes einzelne Wort ließ er in seinem Gedächtnis Revue passieren.

Hatte Nh'or Thruu bei Arson den Anfang gemacht? War dies der Beginn der »Jagd« auf sie?

»Vorsicht«, kam es da wie ein Hauch über die Lippen des Mannes, der am Boden lag. »Ich…« Schon war seine Kraft wieder weg.

Arson hielt die zitternden, durchscheinenden Augenlider geschlossen.

»Nicht sprechen! Du mußt erst wieder zu Kräften kommen«, sagte Björn Hellmark ernst. »Dann kannst du uns alles erzählen…«

Der Mann mit der Silberhaut deutete ein Kopf schütteln an. »Dann… ist es… vielleicht… schon… zu spät«, kam es wie abgehackt über seine Lippen. »Ihr müßt… weg von hier.«

»Das ist einfacher gesagt als getan, Arson. Nichts lieber als das. Hast du vergessen, wo wir uns befinden?«

»Nein… in der Mikroweit… im Herrschaftsbereich Nh'or Thruus… das ist es, was wir ändern müssen. Sonst werden wir alle… elend zugrunde gehen… ich habe ihn getroffen…«

»Nh'or Thruu?«

»Ja, er hat mir noch mal das Leben geschenkt… als lebende Warnung. Was ist nur los mit mir? Warum bin ich… so kraftlos?«

Seine letzten Worte waren kaum noch zu verstehen. Björn mußte sich tief zu ihm herabbeugen, um seine Stimme zu vernehmen.

»Du bist schwach, weil du wahrscheinlich einen langen Weg zurücklegen mußtest…«

»Er war sehr weit…« bestätigte Arson. »Die Höhle muß am anderen Ende dieser Welt liegen.«

Wieder mischte sich eine neue Information in seine Ausführungen, die er wie in Trance mitteilte.

»Welche Höhle, Arson?«

»In der Nh'or Thruu lebt…«

»Wie kamst du dorthin?« Sofort meldeten sich Zweifel bei Hellmark. Als er daran dachte, auf welche Weise Arson verschwunden war. Bei den Dämonen und deren Verbündeten wußte man nie, welche Tricks sie anwandten, welche Fallen sie errichteten.

Der beste Freund konnte zum Risiko werden, zu einer wahren Zeitbombe, wenn Dämonen sich seiner bemächtigt hatten und die Fäden zogen.

Das war in diesem Mikroreich einfacher als in der Welt, aus der sie kamen. Dort konnte der Mensch noch schalten und walten, war oft in seinen Entscheidungen jedoch sein eigener Dämon, verging sich durch

Verbrechen. Arroganz und Mißgunst gegen die eigenen Interessen und wurde unmenschlich.

»Ich hielt Wache. Daran erinnere ich mich noch…« Arsons Zustand war etwas besser geworden. »Plötzlich sah ich die Puppenmenschen…« Damit meinte er die Erdfarbenen, die wie Menschen aussahen, sich bewegten und redeten – aber Kopien aus künstlicher Materie waren. »Ich konnte euch nicht mehr warnen… ich wurde von einem Pfeil getroffen, ehe ich dazu kam, etwas zu unternehmen… als ich wach wurde, habe ich sofort gerufen… aber ihr wart nicht mehr da… erst langsam dämmerte mir, daß man mich entführt hatte. Auch euch? Ich konnte euch nirgends entdecken… da erhob ich mich, um euch zu suchen.«

Er hielt inne und schlug die Augen auf.

»Die Höhle ist gewaltig… du kannst dir keine Vorstellung davon machen, Björn…«

»Was ist in der Höhle passiert?«

»Das weiß ich nicht… als ich zu mir kam, hatte ich das Gefühl, alt und verbraucht zu sein. Ich war mir selbst eine Last…«

»Wo ist die Höhle, Arson?«

»Hinter dem Hügel, tief in der Erde. Du mußt Nh'or Thruu vernichten, denn dort – liegt der Schlüssel zu unserer Freiheit… und der zum Rätsel der Nachtseelen.«

Ähnliches hatte auch Ak Nafuur verlauten lassen. Der einstige Dämonenfürst Molochos, der nun wieder seinen alten Namen Ak Nafuur angenommen hatte, gab Björn den Hinweis, nach Zoor zu gehen und die Gefahr dort an Ort und Stelle zu beseitigen. Nur so sei es möglich, weiteres Unheil abzuwenden.

Aber die Dinge hatten sich in der Zwischenzeit verändert. Die Spalte von Mikro- in den Makrokosmos war wieder verschlossen. Durch das Verschwinden des Ruinenrestes der magischen Zitadelle. Dadurch hatte die Gefahr sich praktisch von selbst behoben. Aus dem Mikrokosmos konnte keine neue Bedrohung mehr eindringen, die – an Form der Nachtseelen noch in der Normalwelt existierte – mußte beseitigt werden.

So konnte die Höhle tatsächlich der richtige Ort sein.

»Wie konntest du entkommen, Arson?« Björn sprach ruhig. Der Freund saß aufrecht an den Baum gelehnt, sah erschütternd blaß und fremd aus. Die Nase spitz aus dem zerknitterten Gesicht hervor, in den Augen war jeglicher Glanz erloschen. Der kräftige, silberne Farbton, der sonst das Aussehen von Arsons Haut bestimmte, war einer fahlen, matten Oberfläche gewichen. Arson wirkte krank und sah aus, als ob er im nächsten Moment wie eine Mumie zerfallen würde…

»Ich fand einen Ausgang – dann fing ich an zu laufen.«

»Nh'or Thruu hielt dich nicht zurück?«

»Nein! Im Gegenteil – er jagte mich davon. Drohend hallte seine Stimme hinter mir her…«

Arson war als abschreckendes Beispiel auf den Weg geschickt worden. Björn und Carminia sollten sehen, zu welch grausamen Taten er fähig war.

Und Hellmark war bereit, die Herausforderung anzunehmen.

Einiges in Arsons Ausführungen gefiel ihm nicht. Es gab Widersprüche und Lücken.

Das mahnte ihn, noch mehr Vorsicht walten zu lassen, falls das überhaupt noch möglich war.

Er konnte den Greis und Carminia nicht allein zurücklassen – das war seine nächste Überlegung.

Aber er konnte mit Macabros einen weiteren Versuch unternehmen, jenen Ort aufzusuchen, an dem Arson eine schauerliche Erfahrung gemacht hatte.

Dazu kam es nicht mehr…

Flügelrauschen war plötzlich über ihnen.

»Björn!« schrie Carminia noch.

Instinktiv warf Hellmark sich herum und riß gleichzeitig geistesgegenwärtig sein Schwert empor.

Ein riesiger Schatten stürzte sich auf die Brasilianerin.

Ein geflügeltes Insekt, groß wie ein Mensch! Die Flügelspannweite maß mindestens zweieinhalb Meter.

Ein Wabenmonster, wie sie es in ihren Träumen auf dieser Welt zum ersten Mal erblickt hatten.

Es war – Sephoos, der in den Mikrokosmos zurückgekehrte letzte Überlebende seines Volkes, der insgesamt drei irdische Frauen in den unheimlichen Waben hatte zu seinesgleichen machen können. Mit ihnen beabsichtigte er, sein Volk neu erstehen zu lassen. Sie waren die Königinnen einer neuen Brut, die die Waben-Städte bald belegen würden.

Von all diesen Dingen wußten die in der Mikroweit Eingeschlossenen nichts. Sie hatten sich während ihrer »Abwesenheit« von der Erde ereignet.

Der Insektenmensch stürzte sich blitzartig auf Carminia.

Björn wurde von dem Angriff ebenso überrascht wie seine Begleiterin, wie Arson, der Mann mit der Silberhaut.

Die äußere, hornartig überzogene Kante des rechten Flügels traf Hellmark.

Er meinte, an der Schläfe von einem Keulenschlag getroffen zu werden.

Im Nachvornlaufen blieb er ruckartig stehen, als würde er gegen eine unsichtbare Wand rennen.

Vor seinen Augen begann alles zu kreisen. Dann wurde es schwarz

um ihn herum.

Schwer wie ein nasser Sack stürzte er zu Boden. Der ganze Vorgang spielte sich innerhalb von Sekunden ab.

Ehe Carminia Brado sich versah, wurde sie von den großen Greifzangen umfaßt und in die Höhe gerissen.

Die Brasilianerin verlor den Boden unter den Füßen. Sie schrie und ruderte wie wild mit Armen und Beinen in der Luft herum, ohne dadurch ihre Lage auch nur im geringsten verändern zu können.

Sephoos lachte schallend. Aus seinem spitzen Insektenmaul drangen kullernde, girrende Laute, die seinen Triumph verkündeten.

Der mehr als große Insektenmensch teilte mit kräftigen Flügelschlägen die Luftmassen, gewann rasch an Höhe und verschwand in der ewigen Düsternis dieser Welt.

Im Hintergrund waren schwach die Umrisse der Riesenwaben zu erkennen, die eine ganze Stadt bildeten. Es war die ausgestorbene Stadt der Insektenrasse, in die Sephoos mit seiner Beute zurückkehrte.

Carminia Brado schrie wie von Sinnen, als ihr unheimlicher Widersacher direkt auf eine offene Kammer der Waben zuschwebte, um sie darin zu deponieren.

Die Brasilianerin wußte nur zu gut, was dies bedeutete.

Schon einmal war sie ahnungslos durch eine dieser Waben gekrochen, in der Hoffnung, das Grauen hinter sich zu lassen.

In der Mitte der Wabenkammer war dann die wachsartige Substanz plötzlich lebendig geworden, und tausend dünne, klebrige Fäden hatten begonnen, ihren Körper zu umgarnen.

Wäre nicht im letzten Augenblick Björn Hellmark aufgetaucht, das Schicksal hätte unweigerlich seinen Lauf genommen.

Bevor die Fäden auch durch ihre Poren und in ihren Leib kriechen konnten, um ihre Zellen zu verändern, hatte er sie aus der Gefahr befreit.

Doch diesmal war die Chance gleich null, Rettung von Hellmarks Seite zu erwarten, von Arson nicht minder.

Als alter, gebrochener Mann war er zurückgeblieben…

Sephoos schob sie in die Kammer.

Björn Hellmark lag in verkrümmter Haltung auf dem Boden am Fuß des Baumes. Der Deutsche blutete aus einer tiefen Wunde an der Schläfe. Er hatte das Bewußtsein verloren und war nicht mehr dazu gekommen, im Moment der größten Gefahr Macabros entstehen zu lassen.

Die Dingen nahmen ihren Lauf.

Auch Arson veränderte sich nicht.

Er erhob sich, tippelte mit seltsam kraftlosen Schritten auf den Freund zu, blickte auf den Reglosen herab und verließ dann den Ort, als wäre überhaupt nichts geschehen. Er warf keinen einzigen Blick

mehr zurück.

Abwesend tastete er nach dem Amulett, das an einem dünnen Kettchen an seinem Hals hing und legte seine Hand darauf.

Da begann sein Kopf fluoreszierend gründ zu leuchten wie eine Glühlampe…

*

»Was können wir tun, um ihnen zu helfen?« Diese Frage stellte Alan Kennan, ein junger Mann, der zu Hellmarks treuesten Anhängern zählte und alles für den Mann tat, der ihm auf Marlos eine zweite Heimat gegeben hatte.

Am weißen Strand unter leise rauschenden Palmwipfeln waren sie versammelt.

Camilla Davies, Tina Morena, Anka Sörgensen-Belman, Jim, der Guuf und Ak Nafuur.

Vertraute Gesichter wie Björn Hellmark, Carminia Brado, Pepe und Rani Mahay fehlten.

Was die beiden letzteren anbelangte, so befanden sie sich auf Marlos.

Pepe, Hellmarks Adoptivsohn, ein Junge, der über starke parapsychologische Anlagen verfügte, hielt sich in der Hütte des Inders auf, saß am Fußende des einfachen Bettes und spielte leise auf seiner Gitarre. Dabei beobachtete er unentwegt den Mann mit der Glatze, der mit bloßem Oberkörper auf dem Bett lag und mit offenen Augen zur Decke starrte.

In der Hütte lag ein zweiter Mann, der ebenfalls durch Pepes entschlossenes Eingreifen von der Gefahr der Selbstvernichtung quasi im letzten Augenblick gerettet werden konnte.

Seit über achtundvierzig Stunden lagen die beiden Geretteten so da, ihr Zustand hatte sich kaum verändert.

Sie befanden sich in völliger Lethargie.

Ob diese positiv zu bewerten war oder eine Bedrohung für den Organismus darstellte, wußte niemand.

Beide Männer waren in den Bann der Nachtseele aus Zoor geraten und dabei selbst zu Nachtseelen geworden. Die Nacht war ihr Metier, nur dann fühlten sie sich wohl und gingen auf die Jagd nach neuen Opfern, die sie zu ihresgleichen zu machen gedachten. Den Tag verbrachten sie in unzugänglichen, finsteren Verstecken, weil das Sonnenlicht sich tödlich auf sie auswirkte.

Doch die Sonne von Marlos hatte ihnen bisher nicht geschadet. Hier herrschte immer Tag.

Pepe hielt unwillkürlich den Atem an, als er sah, daß Rani Mahays mächtiger Brustkorb sich stärker hob und senkte.

Der Inder wurde von einer unerklärlichen Unruhe gepackt. Er sprach leise und wie im Schlaf vor sich hin und warf sich unruhig hin und her, so daß Pepe es für richtig hielt, Ak Nafuur zu benachrichtigen, der draußen im Kreis bei den anderen saß und Möglichkeiten zu Carminias, Arsons und Björns Rettung erörterten.

Zu den Versammelten hatte sich inzwischen eine weitere Person gestellt. Danielle de Barteaulieé, ein neues Gesicht auf Marlos.

Die attraktive, faszinierend schöne und junge Französin hatte lange Zeit unter dem Bann der Dämonengöttin Rha-Ta-N'my gestanden und hatte unter Zwang ein Leben geführt, daß unter normalen Umständen nicht für sie in Frage gekommen wäre. Lange Zeit galt Danielle für Hellmark und seine Freunde als verschollen. Durch einen Hinweis Ak Nafuurs war ihnen endlich ihr Aufenthaltsort bekannt geworden. Und im Augenblick des höchsten Triumphes, als es endlich gelungen war, Danielle den unsichtbaren Klauen der Dämonengöttin zu entreißen, wurden plötzlich Gefahren akut, die Rani Mahay und Björn Hellmark voll trafen.

Der Inder wurde zur Nachtseele, Björn Hellmark und Arson drangen ein in die Mikroweit und konnten nicht mehr zurückkehren.

Danielle de Barteaulieé war eine Abtrünnige. Sie hatte ewige Jugend und Schönheit erhalten, war aber wortbrüchig geworden, als sie Hellmark zum erstenmal begegnete. Sie nutzte ihre Hexenkräfte, um Gutes zu tun. Sie war so etwas wie eine Weiße Hexe. Und damit in den Augen der Schergen Rha-Ta-N'mys eine Abtrünnige, die vernichtet werden mußte. Hier auf Marlos war sie auf alle Fälle sicher. Die Insel war ein Bollwerk gegen das Böse, ein Eiland, auf dem die unterschiedlichsten Menschen in harmonischer Eintracht trotz verschiedener Charaktere und Temperamente zusammenleben konnten.

»Was ist Pepe?« wollte der weißhaarige Priester wissen.

»Mit Rani geht etwas vor. Ich weiß nicht, ob es sich zum Guten oder Bösen wendet«, antwortete der Junge ernst.

In der Hütte sahen sie es dann.

Als sie eintraten, stand der Inder in seiner ganzen Größe vor ihnen, mitten in dem geräumigen Zimmer.

Rani Mahay reckte und dehnte seine Glieder.

»Was war denn los?« fragte er mit müder Stimme, als würde er aus einem tiefen Schlaf erwachen.

Pepe und Ak Nafuur antworteten nicht sofort. Sie schienen dem friedlichen Bild nicht zu trauen, das sich ihren Augen bot.

Mahay hörte auf mit seinen Freiübungen.

»Was ist denn los?« fragte er verwundert und wirkte mit einem Mal hellwach. »Warum starrt ihr mich denn so an? Ist heute ein besonderer Tag?«

»Du siehst aus wie eine Fledermaus, die ihre Flügel spreizt«, platzte Pepe heraus. »Du hättest mal sehen sollen, was für komische Verrenkungen du machst, um deine Arme und Beine zu sortieren.«

»Der Bursche scheint ’ne besonders gute Nacht und schöne Träume gehabt zu haben«, erwiderte der sympathische Inder, dessen prachtvolle Glatze mächtig glänzte. »Ich komme mir vor, als hatte ich tagelang geschlafen und furchtbar geträumt.«

»Was hast du denn geträumt?« faßte Ak Nafuur sofort nach.

Rani Mahay erzählte. »Ein scheußliches Zeug… ich versteckte mich in einem Schrank, um mich vor dem Tageslicht zu schützen. Ich hielt mich in einer fremden Wohnung auf, die ich mit einem unbekannten Mann teilte, der in einem Sarg schlafen mußte. Verrückt, wie?«

Er blickte von einem zum anderen. Pepe und Ak Nafuur verzogen keine Miene.

»Aber das ist noch nicht alles, nicht wahr?« sagte der weise Priester aus Xantilon unvermittelt. »Der Traum geht noch weiter?«

»Oh, ja«, bestätigte der ›Koloß von Bhutan‹. »Stellt euch vor – ich habe geträumt, Menschen zu jagen. Ich hatte eine ganz merkwürdige Gestalt. Halb flog ich, halb schwebte ich… den Boden schien ich gar nicht mehr zu berühren. Ich war schwarz wie die Nacht, ein Geist – auf der Jagd nach frischer Beute…«

Er sprach plötzlich bedächtig und unterbrach sich dann.

»Das ist alles sehr merkwürdig«, fügte er unvermittelt hinzu. »Ein Traum, der so intensiv im Gedächtnis haften bleibt, ist mir nie zuvor in Erinnerung geblieben. Manchmal kommt es mir so vor, als hätte ich das alles nicht geträumt, sondern…«

Er sprach nicht weiter.

»… sondern erlebt, wolltest du sagen«, fügte Ak Nafuur einfach hinzu. »Du hast alles genau so erlebt, Rani.«

Die Augen des Inders wurden zu einem schmalen Schlitz.

»Das ist ein Witz. Ihr erlaubt euch einen Scherz mit mir, nicht wahr?« fragte er plötzlich. Er versuchte zu lächeln. Es gefror ihm auf den Lippen.

Die Gesichter seiner Gesprächspartner blieben unverändert – ernst.

Ak Nafuur trat wortlos auf die Seite und deutete in den angrenzenden kleineren Raum, in dem ebenfalls eine einfache Liege stand.

Rani wollte etwas sagen. Er fuhr zusammen, als er sah, daß dort jemand lag, sich erhob und erstaunt in die Runde blickte.

»Wo – bin ich?« fragte der Fremde auf französisch.

»Unter Freunden«, antwortete Ak Nafuur schnell, und ein Lächeln huschte über seine Lippen. »Sie können ganz beruhigt sein…«

Der andere, ein großer, dunkelhaariger Mann, erhob sich. Er stand einige Sekunden noch recht wackelig auf den Beinen, ehe er

näherkam.

»Ich träume wohl noch immer«, murmelte er. »Alles fremde Gesichter… wir haben uns nicht vorher gesehen… Der Sarg? Wo ist er?«

Er berichtete in ähnlicher Form von Traumerlebnissen wie Rani Mahay. Einige Dinge in seinen »Träumen« waren noch stärker ausgeprägt. Es schien, als müsse er einfach darüber sprechen, wie unter innerem Zwang. Er wollte diese düsteren Bilder aus seinem Bewußtsein vertreiben und das Unwirkliche, das doch wirklich gewesen war, endlich los werden.

Er ging nach draußen.

Sonnenschein! Die Atmosphäre einer traumhaften Insel umgab ihn, und der Gerettete, der aus Paris stammte, war noch immer der Überzeugung, daß sein Alptraum endlich in andere Gefilde wechselte, in denen man sich als Träumer wohlfühlen konnte.

Ak Nafuur gab hinter dem Rücken des Mannes Tina Morena einen Wink.

Die charmante, gutaussehende Schauspielerin, die zusammen mit Anka Sörgensen-Belman ein Doppelmedium abgab, erhob sich.

Dem Mann fielen fast die Augen aus dem Kopf.

»Aber – das ist doch… das ist doch… Tina Morena!« sagte er in ungläubigem Erstaunen.

Er kniff sich in den Arm und spürte den Schmerz. Und doch blieb das Bild.

Er sah sie berühmte Schauspielerin, die er nur von der Mattscheibe und der Kinoleinwand kannte, in Fleisch und Blut vor sich stehen! Er konnte es nicht fassen.

Ak Nafuur ging an Tina vorüber. »Kümmere dich um den Mann, bringe ihn nach Paris zurück«, raunte er ihr zu. »Er weiß nichts von allem was passiert ist. Das ist vielleicht ganz gut so…«

Tina nickte kaum merklich. Die Schauspielerin, die mit ihrem vollen Namen Marino-Morena hieß, zog den Fremden auf die Seite und ging mit ihm am Strand entlang.

Plötzlich waren sie beide verschwunden.

Tina hatte sich mit ihrem Begleiter nach Paris versetzt. Jeder, der längere Zeit auf Marlos weilte, gewann eine erstaunliche Fähigkeit. Er war imstande, die Insel durch reine Gedankenkraft zu verlassen und jeden Ort der Erde aufzusuchen. Alle Gegenstände und andere Personen konnten auf diese Weise »mitgenommen« werden.

Marlos war ein großes, parapsychologisches Wunder. Die Kräfte der Insel weckten Kräfte in den Menschen.

»Schenkt mir reinen Wein ein. Mit mir könnt ihr weniger rücksichtsvoll umgehen«, verlangte Rani Mahay mit schwerer Zunge. »Ich will genau wissen, was los war…«

Sie erzählten es ihm. Sie wußten es alle. Er hörte nur wortlos zu und stellte nicht eine einzige Zwischenfrage.

Dann atmete er tief durch, senkte das Haupt und bedeckte beide Augen mit den Händen. Die Wirklichkeit und sein vermeintlicher Traum waren eins gewesen!

Er wurde von der ganzen Wucht der Gewißheit getroffen und mußte damit fertig werden.

»Am Vergangenen ist nichts mehr zu ändern«, sagte er dann, sich zur vollen Größe aufrichtend. »Tun wir alles, daß kein weiteres Unheil passiert. Suchen wir Carminia, Björn und Arson – kämpfen wir uns den Weg frei, den Nh'or Thruu oder wer auch immer versperrt. Es muß doch eine Möglichkeit geben, zu den Eingeschlossenen vorzudringen, einen zweiten Weg zu öffnen…«

Er fühlte sich voller Kraft und Unternehmungslust und schien die Angst zu verdrängen, die in seinen Augen gestanden hatte.

Der Gedanke, daß er den Todeskeim der Nachtseelen, den Trieb zur Selbstvernichtung in sich getragen hatte, war ihm unbehaglich.

Durch übermäßige Aktivität wollte er davon loskommen.

Während seines vermeintlichen »Traumes« war soviel geschehen wie selten zuvor. Der Gedanke, daß die besten Freunde verschollen, möglicherweise in Abenteuer geraten waren, die tödliche Gefahr heraufbeschworen, war ihm unerträglich.

Warum konnte er nicht dabei sein und ihnen helfen?

So ganz unschuldig fühlte er sich nicht an den Ereignissen. Wie ein blutiger Anfänger war er dem Unheil in die Arme gerannt, selbst ein Spielball jenseitiger Mächte, abhängig von den Wünschen und dem Wollen eines Insektenmenschen, der sein Volk neu erstehen lassen wollte.

Rani Mahay orientierte sich an Ort und Stelle, um sicher zu sein, daß wirklich keine neue Situation eingetreten war.

Er versetzte sich an jenen Platz im afrikanischen Dschungel, wo die fragliche Ruine zum Tor für eine Nachtseele in die diesseitige Welt und zum Schicksal für Björn und seine Begleiter in einer jenseitigen geworden war.

Die Spuren, die das tonnenschwere Objekt hinterlassen hatte, waren noch deutlich auszumachen. Der Erdboden war eingedrückt, Zweige und Äste abgerissen, kleinere Bäume wie Streichhölzer umgeknickt. Doch der Dschungel hatte schon wieder begonnen, das ihm entrissene Terrain zurückzuerobern.

Schlingpflanzen und Lianen wucherten über die Bodenmulden, neue Pflanzen waren wie Pilze über Nacht aus dem zusammengedruckten Erdreich geschossen.

Mahay kehrte nach Marlos zurück, nachdem er sich einen persönlichen Eindruck verschafft hatte.

Was konnten sie tun? In dieser Frage gipfelten alle ihre Überlegungen.

Pepe schlug vor, den Spiegel der Kiuna Macgullyghosh einzusetzen. Er stand in der Geister-Höhle, in der Björn seine Trophäen aufbewahrte und die sein Refugium war.

Mit dem Spiegel war es möglich, andere Dimensionen aufzusuchen, wenn man den richtigen Fixpunkt hatte. Aber es war nicht bekannt, welcher Fixpunkt im Innern der Höhle in Frage kam, um in den Mikrokosmos einzudringen. Dabei war der Begriff »Mikrokosmos« sehr weitläufig. Selbst wenn es möglich sein sollte, die Mikroweit zu erreichen, gab es keine Gewißheit, daß man auch nach Zoor vorstoßen konnte.

Vielseitig, bunt und unendlich wie der Kosmos, durch den die Erde mitsamt ihrem Sonnensystem raste, war die Welt des Atoms, voll unerforschter, unbekannter Welten…

»Wie wär's mir dem Geistspiegel des Hestus?« warf Jim, der Guuf ein.

Aller Augen richteten sich auf den jungen Kugelkopf. Jim, das Kind eines Dämons aus der Vergangenheit und einer Menschenfrau, hatte einen kugelrunden, haarlosen Schädel, auf dessen Mitte ein echsenartiger Kamm wuchs, der sich bis zum Nacken hinabzog. Große, wimpernlose Augen und ein breiter Mund, der sich über die ganze untere Gesichtshälfte zog, bestimmten das Aussehen des Guufs. Kein angenehmer Anblick! Aber hier auf Marlos störte sich niemand mehr daran. Sie hatten sich an Jim längst gewöhnt und liebten seine frische, sympathische Art, seine Ungezwungenheit, die jedoch nur hier auf der Insel richtig zum Ausdruck kam.

Der Spiegel des Hestus lag unter freiem Himmel, eingebettet in einem kleinen, fruchtbaren Tal, das von Palmen umgeben war.

Der Spiegel hatte die Form eines kleinen Sees, hatte eine silbern schimmernde Oberfläche, die leicht nach innen geneigt war und wie mit zahllosen dunkleren Fäden durchwebt war. Die runde Oberfläche war wie die Stücke einer Torte in Segmente eingeteilt, die wiederum in noch kleinere und winzigere Abschnitte, so daß die Fläche aussah, wie aus zahllosen Bruchstückchen zusammengesetzt.

Jedes Segment hatte seine Bedeutung. Zum ersten Mal war es gelungen, Geist in Materie umzuwandeln. Hestus und seine Vertrauten, die vor rund zwanzigtausend Jahren diesen Spiegel durch reine Gedankenkraft erzeugten, hatten damit ein Gegenstück zur Macht der Dämonen geschaffen. Überall dort, wo die Unheimlichen Rha-Ta-N'mys auftauchten, konnten auch Hestus und seine Vertrauten sein, um rechtzeitig zu warnen und somit das Unheil einzudämmen. Dies war in der fernen Vergangenheit des öfteren geschehen. Doch es hatte nichts genützt, um die Dinge ungeschehen zu machen, die durch

die einfallenden Dämonenheere aus der unsichtbaren Welt bewirkt wurden. Der massive Angriff traf eine geschwächte, in Zänkereien und Kriegen verzettelte Menschheit. Viele Völker wurden vernichtet, ganze Kontinente versanken in Schutt und Asche.

All die winzigen Segmente in der Spiegelfläche legten Zeugnis davon ab, wieviele Orte es auf dieser Welt gab, die von Dämonen heimgesucht worden waren. An genau den gleichen Stellen war es möglich, mit Hilfe des Geistspiegels aufzukreuzen.

Die anderen Marlos-Bewohner bezweifelten, ob der Vorschlag Jims realisierbar war.

Bisher war kein Ort bekannt, der mit Hilfe des Geistspiegels im Mikrokosmos erreicht werden konnte.

Auch der Geistspiegel des Hestus kam aus diesem Grund nicht in Frage. Die Zurückgebliebenen auf Marlos begriffen um so mehr, wie wenig sie tun konnten. Von Anfang an hatte das Risiko bestanden, daß das Tor zum Mikrokosmos zufiel. Dennoch hatte Björn Hellmark den Weg nach »drüben« nicht gescheut.

Rani Mahay seufzte. »Es sieht tatsächlich so aus, als wären wir zur Untätigkeit verdammt«, murmelte er. Hinter seiner Stirn arbeitete es. Er ging vielerlei Möglichkeiten durch, fand aber auch keinen Anhaltspunkt. »Es bleibt uns keine andere Wahl, als zu warten und die Hoffnung zu hegen, daß einer von denen, die drüben sind, uns vielleicht ein Zeichen zukommen läßt, mit dem wir etwas anfangen können…«

Ein verzweifelter Gedanke, der zeigte, wie sehr Rani Mahay sich mit den äußersten Möglichkeiten beschäftigt hatte, ohne eine Lösung zu finden.

»Vielleicht gibt es doch noch einen Weg«, schaltete Ak Nafuur sich ein.

Alle Augen richteten sich auf ihn.

»Welchen, Ak? Sag’ schon…«

»Es ist ein Versuch, mehr nicht.« Der weißhaarige Mann wirkte sehr nachdenklich. Er erwiderte nicht den Blick der Freunde, sondern starrte zu einem imaginären Punkt. Die Kenntnisse Ak Nafuurs um das Reich der Finsternis übertrafen ihr aller Wissen bei weitem. Schließlich war er Molochos gewesen und mit dem Aufbau des Dämonenreiches vertraut.

Was war ihm eingefallen?

»Ich werde für kurze Zeit verschwinden«, fuhr er unvermittelt fort, ohne direkt auf Rani Mahays Frage einzugehen.

Der Inder spürte sofort, daß hier etwas nicht stimmte.

»Ich werde dich begleiten, Ak…«

»Nein, kommt nicht in Frage! Das habe ich allein auszuhandeln!« Der Anflug eines Lächelns zeigte sich auf seinem Gesicht.

»Dann sag' uns wenigstens, wohin oder zu wem du willst?« ließ Mahay nicht locker.

»Genau das möchte ich eben nicht, mein Freund. – Wenn es mir mißlingt, dann wäre es sinnlos, wenn ein anderer ein Opfer zusätzlich auf sich nimmt. Es ist ein Weg. Er kann vergebens sein, er kann Nutzen bringen. Das weiß man vorher nie abzuschätzen, wenn man eine unsichere Sache unternimmt. Ich hoffe, ich kann zurückkehren und euch die entsprechende Mitteilung machen. Wenn nicht – war es leider umsonst.«

Er kalkulierte – sein Ende ein?

»Wo können wir dich finden, wenn etwas schief geht? Warum schenkst du uns keinen reinen Wein ein, Ak?«

»Weil es niemand etwas nützen würde, Rani.« Man sah seinem Gesicht an, wie es in ihm arbeitete. »Auch andere sind dann gefährdet. Das mochte ich vermeiden. Es kommt ganz darauf an, ob auch jene Stelle schon Kenntnis von meinem Renegatendasein hat oder ob sie ahnungslos ist. Manchmal funktioniert auch bei den Dämonen die Nachrichtenübermittlung nicht so, wie sie soll. Das ist meine Chance – oder mein Pech. Gesetzt den Fall, daß ich Pech habe mit meinem Unternehmen und innerhalb von drei Tagen nicht zurück sein sollte, kannst du bei Baktar nachfragen, Rani.«

Der Inder hatte den Namen nie gehört.

»Wer ist Baktar?«

»Ein Zigeuner. Er reist rund um die Welt, ist überall und nirgends zu Hause und lebt von Gelegenheitsarbeiten. Meistens ist er auf irgendeinem Rummel bei Schaustellern zu finden. Von ihm wird behauptet, er hätte das zweite Gesicht. Das stimmt nur bedingt. Aber Baktar weiß alles über ›Ramos‹. Merke dir diesen Namen, Rani! Wenn du sagst, daß du zu ›Ramos‹ willst, wird er dich hinführen, denn nur zwei Menschen wissen von Ramos' Existenz. Das sind Baktar und ich… zuletzt hielt Baktar sich in einem französischen Provinznest in der Nähe von Arles auf.«

Das waren Ak Nafuurs letzte Worte. Er konzentrierte sich auf den Ort, der nur ihm bekannt war und dessen Namen er sonst niemand mitgeteilt hatte.

Der alte Priester verschwand, und leise fauchend schlug die Luft an der Stelle zusammen, an der er eben noch gestanden hatte.

Ak Nafuur hatte seine geheimnisvolle Reise angetreten…

*

Es durfte nicht sein!

Panik beherrschte Carminia Brados Herz. Ihre Füße berührten den honigfarbenen Untergrund, der sich weich und warm anfühlte.

Sephoos, der unheimliche Insektenmann, ließ los.

Die Brasilianerin kippte nach vorn. Instinktiv stützte sie sich ab. Und da sah sie etwas, was sie in der ganzen Aufregung und dem Durcheinander bisher vergessen hatte.

Sie trug Velenas Armreif!

Ein Schauer durchrieselte sie.

Das war ihre Chance!

Sie überlegte keine Sekunde, sondern handelte.

Sie drehte den Reif, und die freigesetzten weißmagischen Kräfte veränderten die Strukturen der Atmosphäre und die ihrer eigenen Zellen.

Carminia Brado wurde unsichtbar.

Das bewirkte im ersten Moment nichts an ihrer prekären Situation. Aber die Tatsache, daß Sephoos sein Opfer nicht mehr sah, irritierte ihn, daß er sekundenlang wie erstarrt stand.

Seine Klauen befanden sich in halber Höhe vor der Wabenkammer, in die er die Frau ursprünglich hatte weiterschieben wollen.

Und nun – war sie nicht mehr da?!

Carminia warf sich ruckartig nach vorn. Noch befand sie sich nicht so tief in der Wabe, noch war die Öffnung nicht verschlossen, so daß sie alle Chancen hatte zu entkommen.

Die Frau von Marlos beugte sich mit dem Oberkörper weit nach vorn, rutschte über den Rand der Wabenkammer und landete vor den Füßen des Insektenmenschen, der sich mit tierischem Brüllen nach vorn warf.

Carminia zog unwillkürlich und instinktiv den Kopf ein. Genau zur rechten Zeit. Hätte sie nur eine Zehntel-Sekunde später reagiert, wäre das Unglück geschehen.

Sephoos' Klauenfuß streifte sie noch. Carminia, die nicht substanzlos, sondern nur unsichtbar war, erhielt einen Stoß gegen den Kopf, daß ihr schwarz vor den Augen wurde.

Sie rollte zur Seite. In seiner Erregung hatte der unheimliche Bewohner dieser einsamen Monsterstätte die Berührung nicht bemerkt.

Carminia Brado kroch benommen zwischen Sephoos' Beinen durch, während der wie von Sinnen die Kammer durchsuchte, tief hineingriff und sich weit nach vorn beugte, um sich zu vergewissern, daß die Beute wirklich nicht da war.

Die Kammer war riesig. Viel zu groß für einen Menschen. Sie war ein richtiger Tunnel, groß und honigfarben, in dem drei ausgewachsene Personen ohne Schwierigkeiten nebeneinander aufrecht stehen konnte.

Carminia kam torkelnd auf die Beine, wandte den Kopf und sah Sephoos, der ganze Brocken aus dem wächsernen Gebilde riß, als

hätte er den Verstand verloren. Nahm der Insektenmensch an, daß sein Opfer in die Masse gekrochen war?

Da wurde Carminia Brado vom Teufel geritten. Ohne zu überlegen, handelte sie, riß beide Arme hoch und warf sich mit ganzer Kraft Sephoos in den Rücken.

Der Angriff erfolgte für den anderen völlig unvorbereitet.

Sephoos wurde nach vorn geworfen, verlor das Übergewicht und landete mit dem Oberkörper im Innern der Wabe.

Drei, vier Sekunden dauerte es, bis er daraus wieder hervorgekrochen war. Diese Zeit nutzte Carminia zur Flucht.

Sie rannte wie von Sinnen und machte mit ihren langen Beinen große Schritte, um zwischen sich und Sephoos so schnell wie möglich einen großen Abstand zu schaffen.

Sie lief gradlinig durch die Wabenstadt.

Sephoos konnte die Fliehende nicht sehen. Verwirrt und voller Zorn blickte er sich in der Runde um, griff mit seinen Greifwerkzeugen ruckartig in die leere Luft und begann zu ahnen, daß der Angriff aus dem Unsichtbaren erfolgt war.

Wütend peitschten seine Klauen die Luft und tasteten den Boden ab. Mit Erschrecken mußte Carminia feststellen, daß Sephoos ihr näher kam. Das war reiner Zufall.

Sie schlug einen Haken und lief um eine der Riesenwaben herum. Der Weg bis zur nächsten Ecke schien ihr endlos weit.

Sie mußte stehen bleiben, um zu verschnaufen.

Sie lehnte gegen den Wabenrand, blickte automatisch daran empor, und der Schreck fuhr ihr in die Glieder.

Die meisten Wabenkammern waren verschlossen. Dahinter pulsierte es leise, als ob hinter den dünnen Häutchen ein Herz schlagen würde.

Carminia wurde Zeuge, wie aus einer Kammer in schwindelerregender Höhe ein menschengroßes Insekt schlüpfte. Es hielt sich mit seinen Greifwerkzeugen in der wächsernen Wand fest, verschloß mit einer blasigen Schaummasse aus dem Maul die Öffnung und suchte die nächst drunterliegende auf. Offensichtlich, um dort ein Ei abzulegen.

Instinktiv duckte sich Carminia und wollte um die Ecke der Wabe verschwinden, um von dem offensichtlich weiblichen Exemplar nicht wahrgenommen zu werden. Da fiel ihr ein, daß Velenas Armreif sie schützte, daß sie auch von den schillernden großen Facettenaugen nicht wahrgenommen werden konnte.

Carminia konnte nicht ahnen, daß sie in diesen Sekunden Zeuge eines unglaublichen Ereignisses geworden war.

Das Insekt, das die Brutkammer aufgesucht hatte, war – eine Menschenfrau. Sephoos hatte sie noch in der Normalwelt zu

seinesgleichen gemacht, um sie dann in die Mikroweit zu entführen, wo sie ihm als Brutsklavin dienen sollte.

Seine Rechnung war bisher aufgegangen…

Carminia lief weiter. Ihr nächstes Ziel waren die bizarren Spiraltürme, die wie seltsam geformte Nadeln in den düsteren Himmel von Zoor wiesen. Die Waben und diese Spiraltürme bildeten auf rätselhafte Weise eine Einheit, die auch Björn noch nicht durchschaute. Er glaubte jedoch, daß über die Türme die Stimme Nh'or Thruus zu ihnen getragen worden war und sie verantwortlich zu machen waren für die gespeicherten Bildsequenzen, die Arson und Hellmark empfingen, als sie die unterirdische Stätte aufsuchten, in der Hoffnung, die verschollene Carminia Brado zu finden.

Seit dieser Zeit waren sie praktisch Gefangene dieser Unterwelt.

In ihrer Situation hatte sich nicht das geringste verändert. Sie drehten sich förmlich im Kreis.

Alle diese Gedanken gingen ihr durch den Kopf, während sie so lange rannte, wie es ihr möglich war.

Sephoos hatte längst erkannt, daß seine wütende Suche in der Wabenstadt zu nichts führte.

Flügelrauschend zog er in geringer Höhe seine Kreise und beobachtete genau die Umgebung. Immer wieder warf Carminia Brado einen ängstlichen Blick zum düsteren Himmel, der von einem violett-grünen Leuchten gespenstisch angestrahlt war.

In der Ferne lagen die Berge, vor denen sie von Björn und Arson getrennt worden war. Sie mußte dorthin zurück…

Sie stolperte über einen moosüberwachsenen Stein. Instinktiv versuchte sie den Fall zu verhindern, indem sie die Hand nach einem vorstehenden Ast ausstreckte.

Sie hätte es besser nicht getan.

Der Zweig krachte und brach ab.

Sephoos sah das Ereignis, ohne den Verursacher wahrzunehmen.

Er handelte blitzschnell.

Wie ein Raubvogel stieß er in die Tiefe, hatte seine Klauenfinger ausgestreckt, fuhr mit voller Geschwindigkeit in den Busch hinein und zerfetzte ihn.

Carminia Brado war zu Boden gestürzt und rollte über den feuchten Untergrund, weg vom Buschwerk, das Sephoos in seiner Wut und seinem Zorn kurz und klein schlug. Da blieb kein Ast mehr ganz.

Rund zehn Meter von dem Tobenden entfernt lag die unsichtbare Brasilianerin schweratmend in einer Bodenmulde und wagte nicht mehr, sich zu rühren.

Dann hielt Sephoos inne.

Eine Zeitlang stand er noch da, starrte zu Boden und warf mit seinen Klauenfüßen das zerfetzte Astwerk durcheinander. Der Boden

ringsum sah aus, als hätte eine Baumaschine ihn aufgewühlt.

War der Insektenmensch davon überzeugt, das von ihm verfolgte Opfer gefunden zu haben und getötet zu haben?

Nachkontrollieren konnte er es nicht. Carminia blieb nach wie vor unsichtbar, was sie einerseits erleichterte, andererseits aber auch mit Sorge erfüllte.

Die Kraft in Velenas Armreif war begrenzt. Wie oft der Reif schon benutzt worden war und für wie lange, das ließ sich im einzelnen nicht mehr zurückverfolgen. Einmal aber würde er auf alle Fälle versagen.

Sie hoffte nur, daß die Wirkung noch so lange anhielt, bis sie wirklich in Sicherheit war.

Sephoos verließ den merkwürdigen Ort. Carminia ließ noch einige Minuten vergehen, ehe sie sich erhob und ihren Weg fortsetzte.

Diese eigenartige Landschaft unter der Erde kam ihr jetzt zum ersten Mal so recht zu Bewußtsein. Fast war es unvorstellbar, daß sich über ihr der Dschungel mit den Riesenbäumen befand und die alte, zerfallene Stadt, die von den Insektenmenschen dieser Welt als Tarnung und Falle errichtet worden war.

In der Düsternis hinter ihr waren die unförmigen Umrisse der tief in den Boden ragenden Baumstämme und das bizarr sich verflechtende Wurzelwerk mehr zu ahnen, denn zu sehen.

Hier auf der zweiten Ebene aber wuchsen ebenfalls noch kleinere Bäume, Büsche und Sträucher, die von dunklerer Farbe waren, fleischige Blätter hatten und teilweise mit Insekten und schmarotzendem Getier bedeckt waren.

Allen Naturgesetzen zum Trotz gediehen hier Tiere und Pflanzen ohne Licht und Sonne! Zoor war ein Vorort der Hölle…

Sie mußte daran denken, daß Arson von weiteren Höhlen gesprochen hatte.

Höhlen unter dieser Ebene aber bedeuteten, daß eine weitere Welt unter dieser liegen mußte. Eine seltsame Vorstellung drängte sich ihr auf.

Konnte es sein, daß die Welt Zoor in mehreren Ebenen übereinander angelegt war, daß im Zentrum – Nh'or Thruu residierte, ein bösartiger, besonders gefährlicher und mächtiger Dämon, der dort sein finsteres Reich errichtet hatte?

Sie passierte zwei der seltsamen, spiralförmig gewundenen Nadeln und wirkte winzig und verloren in der Einsamkeit einer fremden Landschaft, die einem fernen Stern eigen war.

Jenseits dieser grotesken Gebilde tastete sie während des Rennens nach dem Armreif und drehte ihn in die ursprüngliche Position zurück. Sie mußte sparsam umgehen mit der weißmagischen Energie.

Ihr Körper schälte sich wie der einer Spukgestalt aus dem Nichts

und wurde Teil der Landschaft.

Carminia Brado war wieder voll sichtbar und glaubte auch, diese riskieren zu können, da weit und breit keine Spur von Sephoos oder einem anderen Feind zu sehen war.

Doch der Feind lauerte überall in dieser bizarren, seltsamen Welt, auch dort, wo Carminia ihn nicht vermutete.

Sie tat den nächsten Schritt, und es war ihr letzter…

Urplötzlich hatte sie keinen Boden mehr unter den Füßen.

Carminia schrie gellend auf. Langgezogen und schaurig hallte ihr Schrei durch ein Labyrinth von Gängen und Schächten, das sich unter ihr auftat.

Der Boden war wie ein Maul, das sich plötzlich geöffnet hatte. So mußte er auch Arson verschluckt haben, schoß es ihr unwillkürlich durch den Kopf.

Die Wände ringsum waren wie Gummi. Sie flog dagegen, prallte ab und wurde auf die andere Seite geworfen. Carminia ruderte wild mit Armen und Beinen und versuchte einen Halt zu finden. Doch es gab keinen. Da existierte kein Vorsprung, kein Griff, nichts, an dem sie sich hätte festkrallen können.

Ihre Fingernägel kratzten über die dicke Gummimasse und brachen knirschend ab.

Sie schlug mit den Hüften, mit Ellbogen sogar mit dem Kopf gegen die schwarzen Wände. Das verursachte Schmerzen und Benommenheit. Aber sie verletzte sich nicht ernstlich und verlor auch nicht die Besinnung.

Dann – Ruhe…

Die braunhäutige Frau lag am Boden. Ihr Kopf dröhnte, ihr Herz schlug wie rasend. Carminia atmete schnell.

Sie hob den Kopf und reckte den schmerzenden Nacken. Nach oben blickend gewahrte sie gewundene Stollen und offene Röhren, die wie ein bizarres technisches Wunderwerk miteinander verbunden waren. Ganz oben – sie konnte es nur nicht mehr sehen – mußte sich das Schachtloch befinden, durch das sie gestürzt war.

Sie schloß einige Sekunden die Augen und erhob sich leise stöhnend. Sie hatte das Gefühl, durch eine Mangel gedreht worden zu sein. Der ganze Körper tat ihr weh und war sicher mit unzähligen blauen Flecken übersät.

Mühsam kam sie auf die Beine. Sie taumelte gegen die rückwärtige Wand, als sich aus der geisterhaften, rötlich glosenden Dämmerung eine silberfarbene Hand nach vorn schob.

Carminia sah sie nicht.

Die Hand hielt einen Pfeil, dessen geschliffene, funkelnde Spitze Carminia Brados Haut ritzte.

Die Frau spürte noch den scharfen, brennenden Schmerz oberhalb

ihrer linken Hüfte und wirbelte herum, als sich schon ein Schleier über ihre Augen legte.

Sie sank in die Knie, fiel jedoch nicht zu Boden, weil der Mann, der sie erwartet und mit einem schnell wirkenden Pfeilgift betäubt hatte, sie sofort auffing.

Carminia stöhnte.

Ihre Augen waren weit geöffnet, ihr Körper fühlte sich seltsam schwer und bleiern an. Sie schwebte in einem Zustand zwischen Wachen und Träumen.

Es war ähnlich wie beim ersten Mal, als sie aus dem Hinterhalt niedergeschossen wurde. Doch diesmal war nicht die gleiche Menge Gift in ihren Körper gelangt wie seinerzeit, als ein Pfeil sie genau zwischen die Schultern getroffen und zu Boden gezwungen hatte.

Der Schleier vor ihren Augen wurde schwächer. Mit großer Willenskraft gelang es ihr, die Benommenheit und Schwäche zu überwinden.

Sie sah das Gesicht ihres Bezwingers nahe vor sich.

Ein jugendliches, markantes, glattes Gesicht. Die vertrauten Züge eines Menschen, mit dem sie schon oft zu tun hatte, der wegen einer Besonderheit sofort auffiel: Er hatte silberfarbene Haut.

Es war Arson, jung, stark und genau so, wie sie ihn vor seinem mysteriösen Verschwinden gesehen hatte!

*

Sie trafen sich wie verabredet in Brasilia, der Hauptstadt des Landes.

Juan Lopez Amalla war dreiunddreißig, ein sportlicher Typ, der am liebsten weiße Jeans und dunkelblaue, seidig schimmernde Sporthemden trug.

Er hatte schwarzes, glänzendes Haar und eine Schwäche für Frauen. In seinem Gefolge tippelte auf hohen Stöckelschuhen eine Vertreterin.

Eine gutgebaute Blondine mit Traumbusen, den richtigen Kurven da, wo sie sein mußten, und schulterlangem Haar.

»Das ist Angelique«, stellte Amalla seine Begleiterin vor.

»Die gleiche, die du an dem Abend, als wir miteinander telefoniert haben .?« erkundigte sich Friedrich Chancell vorsichtshalber, um in der trauten Gemeinsamkeit später durch eine falsche Bemerkung die Stimmung nicht zu verderben.

»Genau die! In der Eile erschien mir dies das Richtige. Sie war auch gleich einverstanden…« Er strahlte über das ganze Gesicht wie ein Honigkuchenpferd.

»Muß ja furchtbar sein für dich«, entgegnete der Schweizer.

»Furchtbar, inwiefern?«

»Monatelang die gleiche Frau. Ich frag' mich, wie du das bei all den zusätzlichen Strapazen aushältst…«

Sie lachten beide.

Angelique, Französin aus Narbonne, die das Zeug hatte, um an der nächsten Miß-Wahl mit Erfolg teilzunehmen, kam einen Schritt näher. »Ihr lacht… War's ein toller Witz? Ich möchte ihn auch hören, Juan!«

Sie hatte eine Stimme, daß selbst dem eingefleischten Junggesellen Chancell ein wohliger Schauer über den Rücken lief.

Das würde keine Expedition wie die früheren, das merkte er sofort. In der Gestalt der hübschen Angelique hatte Juan Amalla Dynamit mitgebracht. Chancell hoffte, daß es keinen Ärger gab. Wenn Frauen dabei waren…

»Witz ist gut, Angelique«, lachte der Schweizer. »Die werden wir erst auf dem Marsch erzählen, bis dahin sparen wir die uns auf. Sonst wird's langweilig.«

»Eigentlich bin ich mitgekommen, um die Langeweile zu vertreiben«, warf sie schlagfertig ein.

»Soll mir auch recht sein«, grinste Chancell, der seine Reserviertheit ablegte. »Wenn Juan nichts dagegen hat...«

»Was mir gehört – gehört auch dir, das weißt du doch«, meinte Amalla. »Ich halt's da wie der berühmte Eingeborenen-Häuptling, der dem Gast für die Nacht die eigene Frau als Gastgeschenk anbietet. – Aber darüber werden wir uns noch einig: später! Wie sieht's aus? Du wolltest mir noch ein paar wichtige Einzelheiten mitteilen?«

Friedrich Chancell nickte. »Können wir gleich erledigen. Auf meinem Zimmer. Ich möchte um die Mittagszeit spätestens hier meine Zelte abbrechen und die nächste Maschine ins Landesinnere nehmen. Ich hab's sehr eilig…«

»Die Route?«

»Sag' ich dir…«

Juan Lopez Amalla schickte seine Freundin in die Getränkebar. Die Blicke der Männer folgten der langbeinigen Schönen, deren knapp sitzendes weißes Kleid mehr von ihrem aufregenden Körper ahnen ließ, als es verbarg.

Chancell verdrehte die Augen. »Wenn du sie mit Stöckelschuhen und dieser Kleidung in den Busch schickst, dann drehen die Eingeborenen durch…«

»Keine Angst! Ich habe schon tropenfeste Kleidung beschafft. Ich verpack' sie bis zur Halskrause. Schon wegen der Moskitos, die sollen mir das süße Paket nicht zerstechen. Ich hoffe, das Ganze war übrigens keine Schnapsidee von dir, und hinter allem steckt mehr als je zuvor«, wechselte er plötzlich das Thema.

Sie durchquerten die kühle Hotelhalle. Das »Maya« zählte zur

Spitzenklasse: Klimaanlage, internationales Publikum, eine Empfangshalle groß wie ein Bahnhof. Auf der Galerie, die man über eine freitragende Treppe erreichte, befand sich die Getränkebar, die halb ins Freie ragte. Auf dem Dach der ersten Etage gab es außerdem eine Cafe-Terrasse.

Exotische Atmosphäre… Viel Grün, viel Blumenschmuck, viel Licht… Überall im Bauwerk hatte der Architekt den Beweis angetreten, daß man auch Häuser bauen konnte, ohne in Beton zu ersticken. Glas und Glasbausteinen hatte er großen Platz eingeräumt.

Die Angestellten trugen helle Einheitskleidung, die dunkelbraun eingesäumt war. Die braunhäutigen Brasilianerinnen, Bolivianerinnen und Mischlinge sahen darin aus wie gemalt. Jedes Mädchen trug eine exotische Blume im Haar.

»War mir nie in den Sinn gekommen, dich an der Nase ’rumzuführen, nur um wieder mal mit dir im Land des Kaffees ’nen anständigen Mocca zu trinken«, entgegnete Friedrich Chancell. »Die Sache ist mir verdammt ernst.«

»So hat’s auch am Telefon geklungen.«

»Du hattest keine Schwierigkeiten, dich frei zu machen?« wollte Chancell wissen, ehe er Näheres über die von ihm geplante Reise berichtete.

»Schwierigkeiten gibt es immer. Normalerweise bin ich nie abkömmlich, das weißt du. Aber da ich wie ein Wahnsinniger durch die Welt jette, fällt es schon gar nicht mehr auf, ob ich das zu meinem Privatvergnügen tue oder geschäftlich. Ich wette, daß mein Steuerberater auch den Trip in den Urwald so auswerten kann, daß er steuerlich voll abzusetzen ist. Und ’ne Sekretärin brauch’ ich schließlich auch. Einer muß die Bestellungen tippen…«

Juan Lopez Amalla hatte eine Export-Import-Firma. In aller Welt kaufte und verkaufte er kunstgewerbliche Gegenstände. Amalla war ständig auf Achse zwischen Paris und New York, Mexico City und Tokio, Peru und Australien.

Chancell lernte Amalla durch einen Zufall in einem Hotel in Peru kennen. Der Spanier liebte ein abwechslungsreiches und abenteuerliches Leben. Großwildjagen und Expeditionen waren seine Schwäche.

An der Bar kamen die beiden ins Plaudern, und Amalla erfuhr von Chancells großem Hobby, seinen faszinierenden Ideen, die sich in vielem mit denen anderer Zeitgenossen deckten, die sich auf dem gleichen Gebiet wie Chancell bewegten.

In jener Nacht gewann der Schweizer einen neuen Anhänger und einen großen Gönner. Amalla nahm Chancell das Versprechen ab, ihn jedesmal zu unterrichten, wenn er eine neue Expedition durchführte. Auf vielen gemeinsamen Reisen inzwischen waren die beiden Männer

Freunde geworden. Seit jener Begegnung damals war – was die finanzielle Seite anbelangte – vieles im Leben Friedrich Chancells leichter geworden.

Die Expeditionen wurden gemeinsam finanziert. Für Amalla war es ein Trinkgeld, wenn er vier- oder fünftausend Dollar beisteuerte.

Im Lift waren sie allein.

Chancell erzählte von seiner Begegnung, die er nach dem denkwürdigen Telefonat mit Amalla noch gehabt hatte.

Der Spanier hörte aufmerksam zu. »Ich habe schon von diesen ›Men in Black‹ – Männern in Schwarz gehört. Aber nie an sie geglaubt«, murmelte er. »Und du bist überzeugt, daß einer von Ihnen deinen Weg kreuzte?«

»Ich wüßte nicht, wer sonst nachts mir gegenüber eine solch komische Bemerkung machen sollte, um sich dann in Luft aufzulösen. Es war effektiv nichts mehr von ihm zu finden.«

Das Zimmer lag in der dritten Etage. Fenster zur Straße. Vom Verkehrslärm war aber nichts zu hören. Die Doppelfenster verfehlten ihre Wirkung nicht.

Mitten im Zimmer stand ein Tisch, dessen Platz normalerweise neben dem Fenster war. Aus Erfahrung wußte Amalla, daß Friedrich Chancell grundsätzlich jedes Hotelzimmer nach seinem Geschmack umfunktionierte. Wenn er nicht mindestens einen Tisch verrückte, einen kleineren Schrank oder den Schreibtisch an einen anderen Platz stellte, dann fühlte er sich nicht wohl.

Auf dem Tisch lag eine Landkarte ausgebreitet.

Brasilien.

Grellrote Fähnchen steckten an bestimmten Markierungspunkten. Chancell hatte sie eingestochen. Sie zeigten jene Stellen, die sie passieren, an denen sie auf ihrem Weg zum Ziel Rast einlegen und ihr Lager aufschlagen würden.

»Wir werden nach dem Flug ins Landesinnere, das wir noch am frühen Nachmittag erreichen, nur für ein paar Stunden in Tucumare Aufenthalt machen. Alles, was wir an Proviant mitnehmen, liegt dort schon bereit. Ebenso ein nagelneues Aluminium-Flachboot mit einem starken Außenbordmotor. Wir werden also schnell vorankommen, zumal wir mit der Strömung Richtung Hauptarm des Amazonas fahren. Aber so weit kommen wir nicht. Wenn die verblaßten Meridianangaben auf dem Rand des Zeitungsausschnittes stimmen, dann ist etwa auf halber Strecke jene sensationelle Stelle, wo wir uns garantiert länger aufhalten werden.«

Das Fähnchen, das den Zielpunkt markierte, steckte genau in einer Bucht.

»Da soll es einen versumpften Seitenarm geben?« fragte Amalla zweifelnd.

»Philipe Laison behauptet es. Ich habe keinen Grund, zunächst jedenfalls nicht, ihm dies nicht abzunehmen. Der Seitenarm kann so klein sein, daß er auf keiner noch so genauen Karte eingezeichnet ist. Vielleicht ist er auch mit Schlingpflanzen zugewachsen, daß man ihn noch gar nicht festgestellt hat. Laison aber entdeckte ihn durch Zufall.«

»Möglich«, brummte Amalla.

»Man darf nicht immer nur das glauben, was man sieht«, philosophierte Chancell. »Die Bucht wäre eine ideale Ausgangsposition für einen Seitenarm. Laison hat auch die Bucht schließlich erwähnt. Das machte das Auffinden der Stelle um so einfacher.«

Amalla schüttelte den Kopf. »Manchmal kann man sich an die Stirn fassen und fragen, warum andere nicht vor dir auf diese Idee kamen und den Weg Laisons zurückverfolgten.«

»Mich wundert das nicht. Entweder bezweifelten sie es, oder sie gingen den Weg, und die Welt erfuhr nur nie davon, oder sie hatten Angst…«

Seine Worte hallten noch durch das Zimmer, als das Klirren der Fensterscheibe sie beide herumwirbeln ließ.

»Achtung!« brüllte Chancell noch und versetzte Amalla einen Stoß in die Rippen.

Der Spanier flog zur Seite, als hätte ihn ein Pferd getreten.

Ssssstttt…, machte es. Der Pfeil zischte über ihre Köpfe hinweg und war so gut placiert, daß er keinen von ihnen getroffen hätte.

Mit einem dumpfen »Zock« bohrte er sich in die ausgebreitete Karte und in die Tischplatte.

Am Pfeil hing ein mit einem roten Faden befestigter Zettel, unmittelbar über der scharf geschliffenen Spitze.

Beide Männer taten etwas, was sie später bereuten.

Sie interessierten sich erst für die Botschaft – und dann für den Schützen.

Chancell riß den Pfeil aus der Tischplatte, löste blitzschnell den dünnen Zwirnsfaden und entfaltete das harte, klein zusammengelegte Papier, auf dem in kräftigen Buchstaben folgende Botschaft stand:

»Hände weg vom Wrack der namenlosen Götter! Schlagen Sie unsere Wohnung nicht in den Wind, Chancell…«

*

Friedrich Chancell warf sich herum, starrte auf das zersplitterte Fenster zur Straße und lief los.

An der Hausfront gab es keine Balkone.

Wer immer geschossen hatte – er mußte es von der anderen Straßenseite getan haben.

Da stand ein Hochhaus, hunderte von Fenstern verwirrten die beiden Männer.

»Da!« rief Juan Lopez Amalla und deutete auf den gegenüberliegenden Eingang.

Das Portal öffnete sich. Ein Mann stürzte auf die Straße.

Er war ganz in Schwarz gekleidet und trug einen ebenso breitkrempigen Hut, unter dem sein Gesicht im Schatten lag.

»Ein Mann in Schwarz!« entfuhr es Chancell, der an sein unheimliches Erlebnis in der letzten Nacht vor dem Abflug erinnert wurde.

Wenige Schritte vom Hauseingang entfernt, parkte ein schneeweißer Cadillac mit aufklappbarem Verdeck. Aber das Verdeck war geschlossen, trotz strahlendblauen Himmels und sommerlicher Temperaturen.

Der Schwarze lief auf das Fahrzeug zu.

»Ihm nach, Juan! Diesmal darf er uns nicht entkommen!«

Noch während Chancell dies sagte, machte er auf dem Absatz kehrt, lief zur Tür und stürzte auf den Gang.

Juna Amalla heftete sich an die Fersen des Freundes.

Der Schweizer nahm sich nicht die Zeit, auf den Lift zu warten. Jeweils zwei Stufen auf einmal nehmend, rannte er über die breite Marmortreppe nach unten und durchquerte den Empfangssaal, ohne nach rechts oder links zu blicken. Die Angestellten hinter der Rezeption sahen den beiden Flüchtenden verwundert und verwirrt nach.

Chancell erreichte das Portal zur Straße.

Vor dem Eingang standen immer einige Taxis auf Abruf.

Die Augen des Schweizers erfaßten den weißen Cadillac, der etwa dreißig Meter entfernt die Straße hochfuhr.

Chancell riß die Tür des nächsten Wagens auf.

»Folgen Sie dem Cadillac! Er darf uns nicht entkommen!«

Er warf sich auf den Sitz neben den Fahrer. Juan Amalla schaffte es gerade noch, seinen Platz auf dem Hintersitz einzunehmen. Der Chauffeur unternahm einen Blitzstart, daß der Spanier förmlich in die Polster gedrückt wurde.

»Verfolgungsjagden sind meine Spezialität«, grinste der Mann am Steuer. Er war eine Frohnatur und gut genährt. Man sah ihm an, daß er zu viele Tortillas verspeiste. Sein weitläufiger Bauch spannte unter dem braun-grün karierten Hemd, und die beiden mittleren Knöpfe hingen am letzten Faden. Beim nächsten Atemzug war damit zu rechnen, daß sie absprangen. »Die meisten meiner Kollegen haben einen Bammel davor. Sie fürchten, daß die Polizei ihnen Ärger macht. Um diese Zeit ist aber keine Streife unterwegs, dafür lege ich meine Hand ins Feuer. Und wenn wider Erwarten eine auftaucht, nehme ich

an, daß die Senores die Güte haben und außer dem Fahrpreis auch noch den Strafzettel bezahlen. So halte ich es immer…«

Chancell nickte. »Geht alles in Ordnung, Senor«, sagte er hastig. »Sie scheinen schon Erfahrung in diesem Geschäft zu haben…«

»Oh, si, das kann man wohl sagen«, nickte der Mann und beugte sich weit zurück.

»So sehen Sie doch auf die Straße«, verlangte der Schweizer. »Sie bauen sonst noch einen Unfall…«

»No, no, Senor… da brauchen Sie bei mir keine Angst zu haben!« Der Mann blickte ihn aus treuen Augen an und schüttelte heftig den dicken Kopf. »Die Strecke fahr' ich Ihnen mit geschlossenen Augen.«

»Achtung, von rechts kommt einer!« rief Juan Lopez Amalla, dem die waghalsige Fahrt an die Nieren ging.

Er schloß die Augen.

Der Fahrer riß das Steuerrad herum. Der Wagen jagte mit hoher Geschwindigkeit auf der anderen Straßenseite weiter, dem Gegenverkehr entgegen. Das Taxi legte sich bedrohlich auf die Seite, und die beiden Fahrgäste befürchteten schon ein Umkippen.

Der Chauffeur steuerte auf den beiden Außenrädern genau zwischen einem Bus zu seiner Linken und einem LKW rechts, der aus einer Seitenstraße rollte und sich sofort in den fließenden Verkehrt einfädelte.

»Passiert überhaupt nichts… Keine Angst, Senores! Hier in Brasilia sind die Straßen breit genug. Da kommt jeder zu seinem Recht, da ist Platz für jeden…«

Um Haaresbreite schoß er zwischen den beiden Fahrzeugen durch. »Ich habe mal als Stuntman für den Film gearbeitet«, gestand er seinen wachsbleichen Gästen. »Aber meine Freundin hatte keine Nerven für so etwas. Sie hatte Angst um mich und glaubte, daß es mich eines Tages erwischen könnte. Da habe ich umgesattelt. Taxifahrer ist auch ein abwechslungsreicher Job. Überhaupt dann, wenn hin und wieder solche Aufträge an einen ergehen…«

Er leitete riskant Überholmanöver ein und schob sich Meter für Meter an den weißen Cadillac heran, zu dem sich der Abstand inzwischen halbiert hatte.

»Sie haben in mir genau den Richtigen gefunden – ehrlich, da brauche ich mich gar nicht selbst zu loben. Ich habe als Stuntman bei einer Verfolgungsjagd sogar schon mal in einem James-Bond-Film mitgewirkt. Da ging's wirklich hart her. Dagegen ist dieses Theater hier die reinste Vergnügungsfahrt…«

Chancell und Amalla sagten lieber nichts.

Ihnen war beiden schlecht vor Aufregung. Die Freunde warfen sich einen stummen Blick zu.

Der Fahrer beschleunigte erneut sein Tempo.

Es gelang ihm, drei weitere Wagen zu überholen, deren Fahrer rechts an den Straßenrand lenkte, um dem rigorosen Chauffeur rechtzeitig und weit genug auszuweichen.

»Wir kriegen ihn – Sie können sich darauf verlassen. Ich setze jetzt zum Endspurt an. Wären wir ein paar Sekunden früher abgefahren, hätte wir ihn schon längst eingeholt. – Das Ganze geht sogar ohne Kratzer ab, darauf können Sie sich verlassen«, fuhr er selbstsicher fort. »Anders sah's da in dem besagten Bond-Film aus. Bei den Proben lief alles wie am Schnürchen. Aber als dann die Szene gedreht wurde, bei der es wirklich drauf ankam, passierte es. Ich war etwas zu schnell. Der Wagen überschlug sich. Ich knackste mir ein paar Rippen an, hatte den Körper voller Flecken und brach mir den linken Arm. Von dem ausgekugelten Hüftgelenk links will ich gar nicht reden. Das war gleich wieder von einem anwesenden Knochendoktor repariert. Aber der Wagen war hin. Nur noch Schrott. Was geschah? Ein neues Fahrzeug wurde beschafft – und schon eine Stunde später das Ganze noch mal von vorn! Daß ich ein bißchen lädiert in die Welt schaute, sah man mir nicht an. Die Szene klappte diesmal auf Anhieb… aha, jetzt haben wir ihn.«

Eine breite Kreuzung lag vor ihnen.

Die Ampel sprang gerade von Gelb auf Rot. Der Cadillac raste dennoch über die Kreuzung, der Fahrer beschleunigte scharf. Rechts und links die stehenden Fahrzeuge setzten sich langsam in Bewegung als auch der wilde Taxichauffeur über die Kreuzung raste. Reifen quietschten, als ein Teil der anfahrenden Wagen wieder bremsen mußte.

Der verfolgte Cadillac wurde schneller. »Komische Gesellschaft«, knurrte der ehemalige Stuntman. »Alle schwarz gekleidet, und keiner schaut mal zurück. Sieht aus, als wollten die Burschen zum Friedhof. Aber warum haben Sie's dann so eilig?«

Chancell hatte durch die Windschutzscheibe einen hervorragenden Blick in das andere Fahrzeug. Da saßen die Schwarzgekleideten. Und es stimmte, was der Taxifahrer sagte. Nicht einer wandte den Blick und kümmerte sich um den Verfolger.

Der Fahrer des Cadillac erreichte die nächste Straßenecke und bog plötzlich scharf nach rechts, ohne Zeichen zu geben.

Ein Bus erzwang die Vorfahrt.

Der Taxichauffeur mußte zum ersten Mal seit Beginn der wilden Verfolgungsjagd auf die Bremsen treten, um sein Fahrzeug fast zum Stehen zu bringen.

Chancell und Amalla schienen diese Sekunden wie Ewigkeiten.

»Weit kommt er nicht«, tröstete der Fahrer sie. »Da vorn ist eine Baustelle und außerdem eine Einbahnstraße. Wir haben ihn gleich wieder vor uns…«

Er bog ein und fuhr die Straße bis zum Ende. Abzweigen nach links oder rechts war nicht möglich.

»Das gibt's doch nicht.« Nun verlor auch der Taxichauffeur die Fassung. »Der Kerl ist weg… aber er kann sich doch nicht in Luft aufgelöst haben…«

Die Straße war normal zu befahren. Der Lenker des Cadillac hatte keine Gelegenheit gehabt, das Auto mit hohem Tempo zu steuern.

Von dem Cadillac war dennoch nichts mehr zu sehen. Sie suchten die Einfahrten ab und warfen einen Blick in Hinterhöfe. Nichts…

Die geheimnisvollen Männer in Schwarz waren verschwunden…

An der nächsten Straßenkreuzung vernahmen sie schon von weitem das Heulen einer Polizeisirene. Ein Streifenwagen raste die Straße entlang.

»Das scheint uns zu gelten«, seufzte der Fahrer. »Nun, meine Herren, sind Sie am Zug. Tut mir leid, da muß irgend jemand eine Beschwerde losgelassen haben Höflich sind die Leute heute auch nicht mehr unbedingt…«

*

Die Sache mit der Polizei hielt sie länger auf, als sie eigentlich dafür verwenden wollten.

Obwohl Amalla sich sofort bereit erklärte, den Strafzettel in voller Höhe zu bezahlen, kam es zu einem scharfen Disput zwischen dem Fahrer und den Uniformierten.

Als die Behauptung fiel, daß die beiden Gäste aus dem Ausland von den schwarzgekleideten Männern in dem weißen Cadillac bedroht worden seien, wurden sie zugänglicher und wollten mehr darüber wissen.

Auch das polizeiliche Kennzeichen des Fahrzeuges.

Daran konnte sich aber keiner der Befragten erinnern. Sie waren so sehr davon überzeugt gewesen, den Cadillac einzuholen, daß keiner von ihnen daran gedacht hatte, sich die Zahlen auf dem Schuld einzuprägen.

Es kam sogar so weit, daß alle drei begannen zu bezweifeln, ob der Cadillac überhaupt ein Kennzeichen gehabt hatte…

War alles nur ein Spuk gewesen?

Unwillkürlich stellten sich Amalla und Chancell auch diese Frage.

Aber nein – auch der Taxifahrer hatte den Wagen mit den Schwarzgekleideten schließlich gesehen! Es gab zum Glück Aussagen von Augenzeugen, die bestätigten, daß dem Taxi eine Zeitlang der fragliche Wagen vorausgefahren sei.

Chancell und Amalla ließen sich ins Hotel zurückbringen, nachdem die Formalitäten erledigt waren. Jetzt zeigte sich, daß der Stuntman

auch vernünftig und angenehm fahren konnte. Es kam nicht mehr darauf an zu hetzen.

Amalla gab ein fettes Trinkgeld. Der Brasilianer bot sich an, jederzeit des Senores wieder zu Diensten zu sein. »Wenn es wieder mal gilt, einen weißen Cadillac zu verfolgen, brauchen Sie mir nur Bescheid zu sagen. Ich stehe meistens vor dem ›Maya‹… hasta la vista!«

»Wenn Sie wollen, Senor, können Sie gleich auf uns warten«, ließ Friedrich Chancell ihn wissen. »Wir verlassen in wenigen Minuten das Hotel.«

Sein Gepäck war bereits fertig zum Abtransport. Er öffnete nur noch mal einen Koffer, um den Pfeil zu verstauen, mit dem die warnende Botschaft in das Zimmer geschossen worden war.

Jeder andere wäre spätestens an diesem Punkt skeptisch gewesen, was Erfolg und Sicherheit der Expedition betraf.

Doch Gefahr gehörte zum Leben des Schweizers, der bereit war, es für seine Idee einzusetzen.

Amalla holte Angelique aus der Open-Air-Bar. Auf dem Weg zum Flugplatz, wo noch das Gepäck des Spaniers und seiner Begleiterin aufbewahrt wurde, aßen die drei Reisenden frisches Obst und redeten nur wenig miteinander.

Schon eine Stunde nach ihrer Ankunft saßen sie in der Maschine, die sie rund tausendzweihundert Kilometer tief ins Landesinnere trug.

Wie ein riesiger grüner Teppich, von zahlreichen, dunkel schimmernden Flußadern durchzogen, lag die Hölle des Amazonas unter ihnen, so weit das Auge reichte…

*

Sie unternahmen mehrere Male den Versuch zu sprechen.

Doch ihre Zunge lag wie aufgequollen im Mund, und immer wieder hatte Carminia Brado das Gefühl, für kurze Zeit die Besinnung zu verlieren und wieder daraus aufzuwachen, um dann von einem bleischweren Schlaf umfangen zu werden.

Wo befand sie sich? Wieviel Zeit war vergangen?

Sie kam immer nur dazu, flüchtige Fragen in ihren Gedanken zu stellen, unfähig jedoch, die Zähne auseinander zu bringen.

Einmal kam es ihr so vor, als würde sie getragen… noch immer… dann, nach erneutem Tiefschlaf einen Moment der Klarheit. Ihre Sinne registrierten keine Bewegung mehr. Sie lag irgendwo auf einem harten, kühlen Untergrund.

Leises Rascheln… schattenhafte Geschäftigkeit ringsum… rötliches Glosen aus Öffnungen, die aussahen wie kleine Krater oder Löcher im Boden und in den Wänden.

Dann erloschen die traumhaften Eindrücke wieder.

Erneutes Erwachen… Wann? Nach Minuten… Stunden oder gar – Tagen? Sie vermochte es nicht zu sagen.

Die Situation war noch immer unverändert.

Kälte strömte wie Eiswasser durch ihre Adern. Sie vernahm Geräusche. Gestalten bewegten sich um sie herum und berührten sie auch. Dunkle Gesichter mit rotglühenden Augen beugten sich über sie. Carminia Brado wollte sich instinktiv abwenden, aber sie war nicht imstande, den Kopf auf die Seite zu drehen. Der saß wie angewachsen auf dem harten Brett unter ihr.

Nervosität machte sich breit… Was geschah mit ihr? Wurde sie tiefgefroren? Befand sie sich in einem Labor?

Die rötlich schimmernden Flecke waren in tanzender, kreisender Bewegung. Sie sahen aus wie Lampen, die jemand über ihr eingeschaltet hatte.

Eine – Operation? Seltsam, daß sie gerade daran denken mußte…

Arson… zuckte der nächste Gedanke in ihr auf. Mit ihm stimmte etwas nicht… er war als alter Mann zu ihnen zurückgekommen, als wäre er ein halbes Jahrhundert lang durch die fremde Welt des Mikrokosmos geirrt.

Und dann wieder sein junges, vertrautes Gesicht! Hatte Arson sie hierher gebracht? Wo war er jetzt? Warum kümmerte er sich nicht mehr um sie?

In ihr hallte es, daß sie meinte, in einem endlosen Raum zu sein und einsam und verloren mitten drin zu liegen.

Langsam war sie wieder fähig, ihre Gedanken zu ordnen und zu erkennen, daß ihre Wachperioden länger dauerte.

Sie sehnte sich nach Geborgenheit, nach Björns Nähe, und der Gedanke an ihn war verbunden mit Ratlosigkeit und Grauen.

War er auch hier? Hatten sie ihn gefunden?

Carminia erinnerte sich an ihre Flucht vor dem Insektenmenschen Sephoos. Hatte er sie schließlich doch in seine Gewalt bringen können?

Etwas Schimmerndes senkte sich auf sie herab. Es war warm und glitschig und preßte sich wie eine Saugglocke auf ihr Gesicht.

»Gleich ist es vollbracht«, sagte eine kühle, unpersönliche Stimme hohntriefend. »Es wird eine Freude für ihn sein, wenn du zu ihm zurückkehren wirst…«

Es war die Stimme Nh'or Thruus, des Irren von Zoor.

Sie befand sich also in seiner Gewalt?!

Was hatten seine Worte zu bedeuten?

Carminia Brado war noch nicht so bei Kräften und Bewußtsein, daß sie sich diese Frage aus eigenem Antrieb und eigener Erkenntnis hätte beantworten können.

Das Dunkle, Feuchte löste sich von ihrem Gesicht. Der Ausschnitt vor ihr wurde heller.

Ein Spiegel, direkt über ihr?

Sie riß die Augen weit auf – und aus der trüben Luft über ihr schälte sich ein Gesicht, das sich genau über sie beugte.

Es war das Antlitz einer uralten Frau mit schneeweißen, strähnigen Haaren und einer fahl-braunen Gesichtshaut, in der die kleinen Augen glanzlos wie schwarze Punkte wirkten.

Wer war das? Wie kam die alte Frau hierher und…

Carminia Brado sträubten sich die Haare, als sie die schreckliche Gewißheit ahnte.

Wem sie da ins Gesicht sah, das war sie selbst!

*

Die Brasilianerin wollte schreien, konnte aber nicht. Ihre Stimmbänder versagten den Dienst.

Sie riß den Mund auf und registrierte im gleichen Augenblick, daß das Gesicht über ihr schmale, zusammengekniffene Lippen hatte, die einen dünnen, harten Strich darstellten.

Höhnisches Lachen brach aus allen Richtungen los.

Carminia wurde damit überschüttet.

Dies alles ereignete sich in ein und demselben Moment.

Es war wie eine kalte Dusche und ein Peitschenschlag gleichzeitig.

Sie war um ein Jahrhundert gealtert – und konnte es doch nicht sein. Das Gesicht im Spiegel über ihr verhielt sich anders als die Reaktion, die auf ihrem Antlitz entstand und die sich eigentlich hätte zeigen müssen.

Die grauenvolle Angst war nur vergleichbar mit der Todesangst, die ein Mensch empfindet, der keinen Ausweg mehr sieht.

Für den Bruchteil einer Sekunde strömten übermenschliche Kräfte durch sie und brachten sie dazu, sich blitzschnell und ruckartig zu erheben.

Das Gesicht vor ihr wich zurück – es gehörte zu einer Frau, die ihre Kleidung trug, die sie selbst und doch nicht war!

Carminia Brado überlegte nicht, sie handelte einfach und mußte feststellen, daß sie die ganze Zeit über keine Fesseln getragen hatte, daß sie Arme und Beine frei bewegen konnte.

Wie elektrisiert stand sie plötzlich auf den Beinen und wußte nicht, wie sie Boden unter die Füße bekam.

Die uralte Frau, die sie selbst war, lachte wie irr und umtänzelte sie mit roboterhaften Bewegungen.

Carminia taumelte und fühlte sich schwach auf den Beinen. Nur ihre Willenskraft hielt sie aufrecht.

Zum ersten Mal seit ihrer Ankunft in dieser Ebene unter der Erde sah sie ihre Umgebung so, wie sie wirklich war, unbeeinflußt von dem Gift, das ihre Sinne betäubt hatte.

Sie befand sich in einem riesigen Saal, der Ähnlichkeit mit der Fertigungshalle einer Fabrik hatte. Dunkle, wie lackiert aussehende Buckel ragten aus dem Boden und waren untereinander verbunden durch dicke Stränge, die aussahen wie geflochtene Zöpfe aus schwarzer Erde. Zwischen den Buckeln liefen endlos weite und enge Gassen, in denen rötliches Licht gloste. Im Abstand von einigen Metern standen flache, glatte Liegen.

Alle waren leer.

Carminia war kopflos und wußte nicht, wohin sie sich begeben sollte. Sie fühlte nur das eine: Weg von hier, keine Sekunde langer bleiben als unbedingt notwendig!

Sie lief los, einfach in eine der engen Gassen.

Seltsam, daß außer der Alten, die eine vertrocknete Kopie ihres Körpers war, sonst niemand mehr zu hören und zu sehen war. Vor wenigen Augenblicken noch hätte sie schwören können, emsige Geschäftigkeit um sich herum wahrzunehmen.

Klakkk – blitzschnell schnellte die glatte Oberfläche einer Liege empor und stand aufrecht wie eine Mauer vor ihr. Carminia schrie auf und wäre fast gegen das Hindernis geprallt.

Die enge Gasse war versperrt. Senkrecht stand die glatte, fugenlose Fläche vor ihr – wurde zur Tür, die scheppernd zuflog. Eine Gestalt sprang ihr entgegen und hielt beide Hände nach ihr ausgestreckt.

Die Brasilianerin warf sich herum. Das Grauen saß ihr im Nacken.

Das Geschöpf, das vor ihr stand, war sie selbst. Sie sah sich wie im Spiegelbild, nur mit dem bemerkenswerten Unterschied, daß dieses sich selbständig machte und eigene Bewegungen ausführte!

Die Frau vor ihr war Carminia Brado, jung, schön und verführerisch. Es gab keinen Unterschied zwischen ihr und der Wirklichen!

Die Brasilianerin warf keinen Blick mehr zurück, lief in Panik bis zur nächsten Gasse und erlebte das gleiche.

Klakkk… surrend richtete die Liege sich auf, die glatte Fläche wurde aufgestoßen, und Carminia Brado sprang sich selbst entgegen!

Die Frau erlebte denselben Fall in der nächsten Gasse und nahm nur beiläufig wahr, daß sie sich praktisch im Kreis bewegte und nicht von der Stelle kam.

Nur wenige Minuten dauerte es, und ringsum wimmelte es von Carminia-Brado-Kopien, die sie auslachten, auf sie deuteten und schließlich umringten.

Es gab kein Vor und Zurück mehr für sie!

Sie war umzingelt von ihren eigenen Spiegelbildern und kam sich

vor wie in einem Spiegelkabinett, in dem der Satan höchstpersönlich Regie führte.

Alle Spiegelbilder lebten, jedes bewegte sich auf eine andere Art.

Carminia zählte insgesamt dreißig Kopien von sich, und laufend wurden es mehr. Weitere tauchten in der fernen Düsternis der unterirdischen Horror-Halle auf und gesellten sich zu den anderen. Rundum wimmelte es von Carminia Brados…

Ich hab' den Verstand verloren, breitete sich langsam die Gewißheit in ihr aus.

»Nein – du wirst mit der Wirklichkeit konfrontiert!« antwortete da die Stimme Nh'or Thruus aus dem Nichts. »Und nichts ist fantastischer als sie!«

Carminia blickte sich nervös um. »Wo bist du? Warum zeigst du dich nicht? Ist es noch immer nicht genug, was du mit mir angestellt hast?«

»Du sprichst mir aus dem Herzen, armseliger Erdenwurm! Genug? Oh, nein! Noch lange nicht. So schnell bricht Nh'or Thruu sein Spiel nicht ab. Es hat gerade erst begonnen. Das alles ist erst das Vorspiel. Die interessanten Szenen werden in dem Augenblick Wirklichkeit, da er – Björn Hellmark – dir begegnet, folgt – und dich hier in vielfältiger Kopie wiedersieht.«

»Das ist grausam!« stieß Carminia hervor.

»Grausamkeit ist Nh'or Thruus Lebensinhalt, ist seine Welt, hier wirkt und wünscht er. Und seine Wünsche werden Realität! Das Leben ist nur ein Spiel. Man muß die Fäden entwirren oder zusammenführen, je nachdem, wie es sich ergibt. Grausam ist es – für dich - dich hier in tausendfältiger Form zu sehen. Für mich aber ist es eine Freude, ein Triumph. Grausam für dich ist es, dem Mann zu begegnen, den du liebst – und der dich im ersten Moment nicht wiedererkennen wird. Denn für dich ist eine Stunde vergangen, für ihn sind hundert Jahre, in denen du auch um hundert Jahre älter geworden bist. So wird er dich wiedersehen und nicht verstehen. Das wird der erste Schock für ihn sein. Von Stund' an wird sein Leben keinen Sinn mehr haben. Dieser Punkt der Erkenntnis wird der Augenblick sein, wo ich den zweiten Teil meines Spiels beginnen werde…«

Er lachte dämonisch. Es klang schaurig in der bizarren, gespenstischen Halle, die an eine einzige große Werkstätte erinnerte, in der Nh'or Thruu seine Puppen herstellen ließ. Doch die helfenden Hände, die ihm dabei zur Verfügung standen – zu wem gehörten sie? Wer waren die »Arbeitskräfte«, deren er sich bediente?

Zwischen den Carminia-Puppen öffnete sich eine Gasse. Ungeschoren konnte die Brasilianerin sie passieren. Sie wandte den Blick weder nach links noch nach rechts. Der Weg führte kerzengerade

weiter, wie ein Stollen und mündete in einer kahlen Halle, in der farbiges Licht pulsierend aus den Wänden sickerte. Es war ein geisterhafter Schein, in dem die Töne dunkelviolett und grün dominierten.

Mitten in der Kammer gab es einen Schacht im Boden, von dem aus steile Treppen in die Tiefe führten. Ein weiterer Eingang in eine noch tiefere Unterwelt! Carminia glaubte ihre Überlegungen im Hinblick auf die Staffelung von Nh'or Thruus irrsinniger Welt durch diesen neuen Hinweis bestätigt zu sehen.

Stollen und niedrige Tunnel führten nach allen Seiten in das geisterhafte Leuchten.

Ein sinnverwirrendes Labyrinth von Gängen lag vor ihr.

In den Stollen bewegten sich Schatten.

Große dunkle Gestalten, die mit Schwertern, Pfeil und Bogen und Dolchen bewaffnet waren, stellten sich ihr in den Weg.

Die Nachtseelen von Zoor! Nh'or Thruus unheimliche Armee!

Carminia starrte in die schwarzen Gesichter mit den glühenden Augen. Die Gestalten erinnerten an die Gespensterdarstellungen auf Bildern aus vergangenen Epochen der Erde.

Wieder ein Umwandlungsphänomen, wie es im Reich der Dämonen von Einzelwesen scheinbar oft praktiziert wurde. Die Geister aus den jenseitigen Reichen, in erster Linie jene, die über besondere Machtfülle verfügten, schienen eine Schwäche dafür zu haben, Wesen aus Fleisch und Blut zu verunstalten, halbtierische Geschöpfe und scheußlich anzusehende Monster zu machen.

Die Nachtseelen von Zoor, Nh'or Thruus Leibwächter und Sklaven, waren in der Gestalt der Insektoiden die ursprünglichen Herrscher dieser Welt im Mikrokosmos gewesen.

Alle Zugänge waren durch das Auftauchen des schweigsamen Heeres versperrt, alle – außer einem.

Carminia war praktisch gezwungen, diesen Weg zu gehen.

Es war – eine Sackgasse.

Die Brasilianerin stand vor einer dunklen, schwammigen Mauer, in der düsteres Licht pulsierte im Rhythmus eines schlagenden Herzens.

Carminia war aufs äußerste erregt, am Ende ihrer Nervenkraft riß sie sich dennoch zusammen, um nicht zusammenzubrechen. Der Belastung, der sie ausgeliefert war, hatte sie kaum noch Kraft entgegenzusetzen. Das war mehr, als ein Mensch ertragen konnte.

Ein Alptraum war Wirklichkeit geworden!

Die junge Frau stand wie eine Statue in der Mauernische, und die Nachtseelen drängten sich in den zur Seite wegführenden Gängen und Stollen. Vor ihr bildeten die Carminia-Puppen eine undurchdringliche Mauer.

Solche Bilder konnte man nur in einem Alptraum sehen.

»Du irrst!« Wieder der Unsichtbare, der sie ansprach. Erneut machte die Brasilianerin die Erfahrung, daß Nh'or Thruu jederzeit zu wissen schien, was in ihrem Kopf vorging. Er konnte Gedanken lesen!

»Richtig! Ihr seid für mich durchsichtig wie Glas. Und deshalb gibt es keinen Zweifel daran, daß nichts und niemand sich mir widersetzen kann. Ich bin der Herrscher – und alle anderen sind die Sklaven.«

Carminia blickte über die Köpfe der dicht gedrängt stehenden Carminia-Puppen hinweg. Ihr Herz schlug wie rasend in der Brust, die Unruhe wich nicht. Nh'or Thruu mußte sich etwas dabei gedacht haben, als er sich entschied, dieses Heer von Puppen anzufertigen, die ihre Identität trugen.

»Selbstverständlich hat es seinen Sinn… Wenn ihr nicht mehr seid, werde ich mich an euren Kopien erfreuen. Talmoth – du erinnerst dich sicher an ihn, seine Krieger lebten einst wirklich. Ein kleiner Volksstamm, äußerlich der Rasse ähnlich, der du entstammst. Die Puppen lassen sich wie Schachfiguren immer wieder in den Kampf schicken. Und selbst wenn sie dabei vergehen – es gibt viele tausend Möglichkeiten, sie immer neu herzustellen. Ich kann tausend Talmoths entstehen lassen, wenn ich will und meine Welt damit bevölkern. Talmoth und sein Volk ist längst vergangen, ihre Knochen zu Staub zerfallen – und doch lebt er in meiner Erinnerung weiter. Er hat ewiges Leben gewonnen!«

Ja, dachte Carminia verbittert: Das Leben einer Puppe!

Die schauerliche Umgebung in der dritten Ebene unter der Oberfläche von Zoor erinnerte sie an ein riesiges Wachsfigurenkabinett, wie es in der Normalwelt nicht vorkam.

Ewiges Leben – auch für Arson, sie und – Björn, den Nh'or Thruu mit Sicherheit in sein unterirdisches Reich zu locken beabsichtigte! Durch sie… Plötzlich stand ganz klar der Gedanke in ihrem Bewußtsein, wie der Irre von Zoor dies zu erreichen trachtete.

Sie sollte den Köder spielen! Björn würde alles versuchen, hinter ihr Schicksal zu kommen – und würde prompt in die Falle gehen. Bis jetzt hatte Nh'or Thruu noch keine Möglichkeit, an ihn heranzukommen, weil er Abwehrmittel bei sich trug, die ihnen Dämon das Fürchten beibrachten. Da war die Dämonenmaske, das Auge des Schwarzen Manja und vor allem das »Schwert des Toten Gottes«, mit dem Björn den Dämon Nh'or Thruu in gasförmigen Zustand verwandeln konnte, waren die höchsten Hindernisse, die Nh'or Thruus absoluten Triumph noch im Weg standen. Er selbst konnte an Hellmark nicht heran. Aber sein größter Wunsch war dies zweifelsohne.

»Genau richtig bedacht«, bestätigte Nh'or Thruus Stimme. »Einem besonderen Gegner kommt man mit besonderen Mitteln entgegen. Es wäre langweilig, würde ich meine Heere auf den Weg schicken. Sie

sind in der Lage, all jene Hindernisse zu überwinden, die der Eindringling und Todfeind aller Dämonen, Björn Hellmark, durch seine Waffen aufrecht erhält. Stück für Stück wird er verlieren. Durch dich…«

»Niemals!« stieß Carminia Brado heiser hervor. »Niemals werde ich freiwillig sein Unglück herbeiführen…«

»Du wirst es nicht mal wissen, daß du es tust!«

Hypnose? schoß es ihr durch den Kopf. Und während sie daran dachte, trübte sich ihr Blickfeld auf eigenartige Weise. Sie hatte das Gefühl, als würde ein dünner Schleier vor ihr liegen. Sie preßte die Augen zusammen, öffnete sie wieder – der Eindruck war noch immer der gleiche.

»Hypnose? Nein!« höhnte Nh'or Thruus Stimme von überall her. Es schien, als würden die bizarren Wände sprechen. »Ich bin kein Barbar – ich bin Nh'or Thruu, der Herrscher… Du selbst wirst ihn hierher führen, ohne daß er weiß, daß du es gar nicht bist. Auch der Mann mit der Silberhaut konnte sich euch nähern, ohne daß ihr Verdacht schöpftet. Und doch war es nicht der Mann mit der Silberhaut! Die Alte wird es schon ganz geschickt machen – und er wird sich fragen, ob sein Verstand noch in Ordnung ist oder ob er hundert Jahre geschlafen hat. Ein feiner Plan, nicht wahr. Nun komm schon, stimme zu! Ihn gleich zu töten, wäre zu einfach!«

Dann sah Carminia, daß sich am anderen Ende des Weges, den sie gegangen war, eine Gestalt näherte und aus der zwielichtigen Umgebung schälte, bis sie nur noch wenige Schritte entfernt stand.

Carminia, die Uralte. Die Puppe, die ihre Identität besaß. Aber kein Leben, nicht ihren Geist und keine Seele…, ein seelenloser Roboter, der von Nh'or Thruus unheimlichem Geist kommandiert wurde.

Die Brasilianerin schrie plötzlich schrill auf und warf sich nach vorn – sie wollte es.

Sie prallte gegen eine Mauer und begriff: Der Schleier, den sie die ganze Zeit über gesehen hatte war ein gazeartiges Netz, das den Zugang zur Nische völlig abdeckte.

Wie durch Zauberei war es entstanden.

Carminia konnte es nicht durchreißen und zerstören. Es war völlig hart, wie ein durchscheinender, fein gewebter Kunststoff!

Sie warf sich dagegen, trommelte mit beiden Fäusten darauf herum – und Nh'or Thruu triumphierte.

»Wozu diese Kraftvergeudung, kleine Taube? Du bist gefangen in meinem Netz, und wenn ich nicht will, daß du herauskommst, wirst du für immer dort eingesperrt sein.«

Er lachte schaurig.

Carminia kniete hinter dem gazeartigen Netz, zu dem sie die Entfernung nicht hatte abschätzen können, von dem sie geglaubt

hatte, daß es direkt über ihren Augen lag. Ihr Blick war getrübt, sie meinte noch immer, einer Halluzination zum Opfer gefallen zu sein.

Doch sie kam keinen Zentimeter über die Grenze hinaus, die das Netz ihr setzte.

Leise raschelnd schoben sich zu beiden Seiten der Nische die hauchdünnen Fäden aus der Wand, als wären die feinen Poren in dem schwammartigen Gestein die Drüsenenden überdimensionaler Spinnen, die Nh'or Truus Willen unterstanden und das Netzwerk produzierten.

Carminia Brado stellte zu ihrem Schrecken fest, daß ihr Blickfeld sich verschob. Die verschachtelte Halle mit den dunklen Erdbuckeln, den perspektivisch verzerrten Stollen und Gängen, den krummen Säulen und geflochtenen Röhren, die aussahen, als wären sie großer Hitze ausgesetzt gewesen, schien plötzlich nach oben langsam wegzuschweben.

Ein Stöhnen entrann Carminias Lippen.

Nicht ihre Umgebung glitt nach oben weg – sondern der Untergrund, auf dem sie stand nach unten!

Die dunkle Bodenplatte war wie eine Plattform, die langsam versank. Lautlos und unbarmherzig ging es abwärts…

Ein Lift. Die Nische war Sackgasse, Gefängnis und Aufzugschacht in einem.

Das Netz verdeckte die Nische und befand sich in halber Höhe über ihr. Die untere Schachtwand war rauh, ein Fels, in dem sich die Plattform bewegte wie auf einem teleskopartigen Stempel, der von einer geheimnisvollen Kraft herabgezogen wurde.

Schräg nach oben blickend sah sie in der Dämmerung der Ebene, die zwischen den krummen Säulen und dem Röhrengeflecht lag, das auch zum Wurzelwerk der darüber wachsenden Bäume gehören konnte, bewegungslose Gestalten stehen. Die Haut schimmerte silbern. Puppen – Hunderte von Puppen, die Arson darstellten! Wachsfiguren ohne Seele, ohne Leben, die nur darauf warteten, von Nh'or Thruu bei Bedarf eingesetzt zu werden.

Und der wirkliche Arson – wo war er?

Schräg über ihr die uralte Carminia, dahinter die anderen, die aussahen, wie ihr aus dem Gesicht geschnitten. Die geheimnisvollen Puppenmacher Nh'or Thruus hatten ganze Arbeit geleistet!

Die Carminia-Puppen drängten sich an die feste Gazehülle, legten ihre glühenden Gesichter daran und fingen an zu lachen. Sie bogen sich vor Lachen und gerieten außer Rand und Band. Das schaurige Gelächter hallte durch die Halle, erfüllte sie und wurde zum grauenvollen Echo in dem Schacht, in dem Carminia Brado in die Tiefe sank.

Die Brasilianerin konnte es nicht mehr hören. Sie preßte die Hände

gegen die Ohren, beugte sich weit nach vorn und wäre am liebsten im Erdboden versunken.

Sie vernahm ihre eigene Stimme, ihr schallendes Lachen – aber tausendfach verstärkt und bizarr verändert.

Es konnte in den Wahnsinn treiben!

War das die Absicht des Herrschers von Zoor?

Jeder, der mit ihm in Berührung kam, verlor den Verstand?!

Das Lachen übertönend – Nh'or Thruus Stimme.

»Man liegt nur vor Nh'or Thruu direkt auf dem Boden, kleines Täubchen… dies ist zuviel der Ehrerbietung. Bewahre sie dir auf, bis zum Augenblick unserer Begegnung. Ich freue mich schon die ganze Zeit darauf, dich aus allernächster Nähe zu sehen. Gleich wirst du mir gegenüberstehen… freust du dich nicht auch?«

*

Aus der Dunkelheit wuchs urplötzlich die farbige Umgebung heraus.

Er sah von der Spitze des Erdhügels herab in das weitgeschwungene Tal.

Er erinnerte sich an etwas. Es war wichtig. Er durfte nicht hier bleiben.

Der Mann war groß, blond und hielt in der Rechten ein Schwert, dessen kostbarer Griff reich mit geschliffenen Edelsteinen verziert war, die funkelten, obwohl kein Lichtstrahl sie traf.

Dies war nicht Björn Hellmark, sondern sein Doppelkörper Macabros.

Hellmark selbst lag zur gleichen Zeit etwa zweitausend Meter von der Stelle entfernt, an der wie ein Geist aus dem Nichts sein Doppelkörper aufgetaucht war.

Björn merkte nichts davon. Sein Unterbewußtsein aber ergriff die tödliche Gefahr.

Er hatte Carminias Entführung mitbekommen, hatte den Geflügelten gesehen und ahnte das furchtbare Schicksal, das man der geliebten Frau zugedacht hatte.

Unabhängig von seinem wachen Geist konnte er seinen Doppelkörper entstehen lassen. Manchmal geschah dies sogar ohne sein Wissen im Traum. Dann suchte er mit Macabros fernste Gefilde auf, tauchte ein in Welten, die jenseits des bekannten Sonnensystems lagen und durchstreifte mit seiner zum Körper gewordenen Psyche anderer Räume und Zeiten…

Oft konnte er nach dem Aufwachen dann nicht erkennen, ob er nur geträumt hatte oder wirklich abwesend war.

Als Macabros über den Hügel eilte, dem Tal entgegen, in dem die

riesigen Wabengebilde standen, hatte Hellmark ebenfalls das Gefühl zu träumen. Aber Macabros wußte, daß es kein Traum war, daß der Körper, dem er sein Leben verdankte, am Fuß eines Baumes lag und verletzt war, aber nicht mehr in Todesgefahr schwebte. Macabros hätte jetzt die Möglichkeit gehabt, Hellmark an einen anderen Ort zu bringen. Aber diese Stelle war ihm vertraut. Soweit das Auge reichte, konnte er keinen weiteren Gegner ausmachen, und im Augenblick einer neuen Gefahr konnte er sich jederzeit um Hellmark kümmern.

Im Moment war eine andere Person wichtiger: Carminia Brado.

Macabros konnte nicht wissen, wieviel Zeit seit dem Überfall vergangen war. Durch Hellmarks Bewußtlosigkeit war auch das geistige Band zu Hellmarks Bewußtsein unterbrechen.

Das Blut an der Stirn des Vorletzten war angetrocknet.

Stunden mußten vergangen sein. Jede zurückliegende Minute war angefüllt mit Angst, Grauen und Hoffnungslosigkeit für Carminia Brado. Jede Minute war eine Minute zuviel!

Macabros handelte selbsttätig. Im Lauf löste er sich auf schälte sich geisterhaft aus der Düsternis am Rand der Stätte mit den Riesenwaben.

Honigfarbener Schein durchsetzte die ewige Finsternis und führte zu einem geheimnisvollen Zwielicht.

Macabros blickte sich in der Runde um.

Er kannte das Geheimnis dieses Ortes, wo das Volk der Insektoiden einst lebte, ehe Nh’or Thruu durch den Dämonenzeuger Shab-Sodd in die Welt des Mikrokosmos gesetzt worden war.

Die aussterbenden Insektenmenschen hatten für eventuelle Eindringlinge in weiser Voraussicht eine Botschaft hinterlassen. In ihr hieß es, daß es eine Möglichkeit gab, die alte Rasse wiedererstehen zu lassen. Mindestens einer der Verdammten, der zur Nachtseele Umfunktionierten, würde den Weg finden, das alte Volk neu zu gründen und zum Feind Nh’or Thruus zu werden.

Das alles war lobenswert und hätte jederzeit Hellmarks und seiner Freunde Unterstützung gefunden. Doch nicht auf die Weise, in der es die einstigen Herren von Zoor verstanden.

Sie bedienten sich der Lebenskräfte anderer. Um ihr Ziel zu erreichen, war ihnen jedes Mittel recht. Der dafür vorgesehen war, zum neuen Urvater der Rasse zu werden, hatte in der Normalwelt, aus der Björn und Carminia gekommen waren, Menschenfrauen entführt und in die Brutstätten gebracht.

Der Insektoide hatte nach seiner Rückkehr durch die magische Kammer in dem Ruinenrest Carminia Brado entdeckt. Auch sie war für seine Zwecke bestimmt.

Unruhe erfüllte den Suchenden. Er lief an den Kammern einer Wabe vorbei und blickte in jede einzelne.

Keine Spur von Carminia Brado! Die Wabenkammern waren leer…

Macabros kam an ein anderes Gebilde. Die Kammern waren mit bernsteinfarbenen, hauchdünnen, durchscheinenden Wänden verschlossen. Dahinter pulsierten dunkle Schatten.

Macabros öffnete kurzerhand mehrere Kammern. Was er sah, raubte ihm den Atem.

Seltsam formlose Wesen lagen darin mit kurzen, gedrungenen Leibern und dicken, aufgeblasenen Köpfen, in denen sich andeutungsweise die Sinnesorgane von Menschen abzeichneten. Tiefliegende Augen, der Nasenrücken, ein Mund, der sich bildete… Alles war von einer dicken, grauen Haut überzogen, die diese Entwicklung nicht zum Abschluß kommen ließ. Ebenso wie sich das Menschliche zeigte, war auch das Insektoide vorhanden.

Hier entstand ein Zwitterwesen aus Mensch und Rieseninsekt! Die Saat Sephoos' ging auf…

In einigen Kammern war die Entwicklung schon so weit fortgeschritten, daß aus der formlosen, aufgequollenen Wurst sich ein Insektenkörper schälte. Deutlich zu sehen waren die Fühler, die Flügelansätze zwischen den Schulterblättern, der lange, spitzzulaufende Schädel mit den Kauwerkzeugen.

Carminia! Wo befand sie sich?!

Macabros kam nicht mehr dazu, dieser Frage nachzugehen. Die Antwort entwickelte sich aus den Ereignissen, die ihn von diesem Moment an an Bann zogen und seine ganze Aufmerksamkeit erforderten.

Ein wildes Brüllen erscholl in seiner unmittelbaren Nähe.

Macabros flog herum und hielt das »Schwert des Toten Gottes« abwehrbereit.

Aus dem Schatten zweier Riesenwaben stürzte Sephoos! Seine großen Facettenaugen erfaßten den Eindringling. Macabros sah viele tausendmal sein verkleinertes Abbild auf der spiegelnden Augenoberfläche.

Sephoos hatte sein spitzes Maul halb aufgerissen. Die dicht stehenden, spitzen Zähne erinnerten an das Gebiß eines Raubfisches.

»Zurück! Wage es nicht, dich an meiner Brut zu vergreifen!« zischte der Insektenmann.

Seine Augen schossen Blitze. Er hielt die mit hornartigen Rändern besetzten Flügel leicht angewinkelt. Sephoos stand in aggressiver Haltung vor Hellmarks Zweitkörper, ohne den Unterschied zwischen Original und Kopie feststellen zu können.

Sephoos begriff nur soviel, daß ohne sein Wissen ein Mensch das Tor in die Mikroweit benutzt hatte und nun vor ihm stand und zu einem Feind und einer Gefahr für seine Brut geworden war.

Der Eindringling war bewaffnet. Aber davor fürchtete der

Insektoide sich nicht.

Er war größer und stärker und wendiger als der Mann mit dem blonden Haar. So dachte Sephoos… und griff sofort an.

Blitzschnell stieg er in die Höhe und warf sich von der Seite auf den Fremden.

Sephoos war überzeugt davon, daß seine Fähigkeit zu fliegen und wendig und flink zu agieren ihm einen schnellen Sieg verschaffen würden.

Ehe der andere sein Schwert herumgezogen hatte, würde er schon am Boden liegen und um sein Leben bitten…

Es kam alles ganz anders, als der Insektoide dachte.

Sephoos sah in diesem Moment noch die Gestalt vor sich und streckte blitzschnell beide Klauen nach ihm aus, um ihn gegen die Wabenwand zu schmettern.

Der Insektoide stieß ins Leere und wurde durch den eigenen Schwung so weit nach vorn gerissen, daß er mit den Flügelspitzen den harten Erdboden berührte. Ein hölzernes Knirschen entstand.

Sephoos wirbelte herum.

Der Fremde! Wo war er?

Da erhielt der Insektenmensch einen Stoß in den Rücken. Zwei harte Hände packten ihn, ehe er seinen Körper so weit wieder unter Kontrolle hatte, daß er wußte, welche Aktion für ihn die beste war.

Sephoos wurde auf die Seite geschleudert. All das, was er sich vorgenommen hatte, führte der andere nun aus!

Dem Insektoiden wurden die Beine unterm Leib weggerissen.

Sephoos schlug wie irrsinnig mit den Flügeln, versuchte sich zu erheben und seinen Gegner gleichzeitig zu greifen. Der bewegte sich jedoch mit einer Geschwindigkeit, die es ihm unmöglich machte zu folgen.

Der Mann mit dem Schwert war überall und nirgends.

Macabros rochierte ständig, hielt sich aber an keiner Stelle länger als Sekunden auf. Sephoos mußte auf diese Weise den Eindruck gewinnen, daß er es nicht nur mit einem, sondern mit mehreren Gegner gleichzeitig zu tun hatte.

Sephoos wußte nicht, wie ihm geschah.

Plötzlich lag er am Boden.

Der Gegner stand vor ihm, stellte sein rechtes Bein auf den eingekerbten Chitin-Brustkorb und setzte ihm die Spitze des Schwertes an die Kehle.

Sephoos, in dessen Greifklauen es schon zuckte, unterließ es wohlweislich, durch eine unüberlegte Handlung ein unkalkulierbares Risiko auf sich zu nehmen.

»Rede!« stieß Macabros aufgebracht hervor. »Wo ist die Frau?«

»Welche?«

Auf diese Weise kam heraus, daß Sephoos sich bereits mehrere Brutsklaven geschaffen hatte. Macabros beschrieb Carminia, die bei dem Überfall entführt worden war.

»Sie ist nicht mehr bei mir«, erfuhr er zu seiner Überraschung.

Unwillkürlich verstärkte er den Druck der Schwertspitze auf den schwarzen, wie lackiert aussehenden Hals des Insektenmenschen.

»Erzähl' mir alles, und das ganz schnell. Ich werde dich auf der Stelle töten, wenn du mir verschweigst, was dies alles hier soll und was wirklich passiert ist…«

Sephoos begriff den Ernst der Lage. Er berichtete von den Dingen in der Welt jenseits des Mikrokosmos'. Seine Ausführungen ergänzten Macabros' Wissen, der mit Unruhe erkannte, daß sich während ihrer Abwesenheit in der Normalwelt einiges zugetragen hatte, das äußerst bedenklich war.

Durch Sephoos' Einflüsse war in der Welt bisher Unglaubliches passiert. Menschen waren zu Nachtseelen geworden. Als sie ihre Funktion erfüllt hatten, erhielten sie den hypnotischen Auftrag, sich selbst zu zerstören. Menschen sprangen von Brücken, warfen sich vor Züge oder Autos und öffneten sich die Pulsader…

Über das Schicksal des einzelnen wußte Sephoos nichts auszusagen.

Auch Rani Mahay war eine Nachtseele gewesen! Und nun war der Inder tot…

Dumpfer Schmerz bohrte in Macabros' Brust.

Alles umsonst? Alle Entbehrungen, Schwierigkeiten, der Kampf auf Leben und Tod?

Der Insektoide wußte nichts von ihm und seiner Verbindung zu Rani Mahay, der einer der Unglücklichen gewesen war.

Sephoos berichtete auch von den Frauen, die auf der anderen Seite des Tores zur Mikroweit noch gestorben waren, bei denen die Umwandlung zu spät eingesetzt hatte. Und er sprach in diesem Zusammenhang auch von einem schwarzhaarigen Jungen, der seine ursprünglichen Pläne zunichte machte.

Pepe, durchfuhr es Macabros. Demnach war in Paris nicht alles so glatt über die Bühne gegangen, wie Sephoos es gern gehabt hätte.

Insgesamt drei veränderte Menschenfrauen konnte der Insektoide mit in die Mikrowelt bringen. Das neuentstehende Leben in den Kammern ging auf die Aktivität dieser Frauen zurück. Eine neue Urrasse entstand.

»… doch es ist töricht, mich zu töten«, stieß Sephoos abschließend hervor. »Wenn du die Frau wiederfinden willst, die mir entkommen ist, brauchst du meine Hilfe…«

Wie er es sagte, klang es überzeugend. Macabros nahm ihm ab, daß er die Wahrheit sagte, daß Carminia tatsächlich entkommen

konnte. Er erwähnte sogar den Zustand der Unsichtbarkeit. So also hätte sie sich aus der Affäre gezogen.

Aber die geliebte Frau war nur vom Regen in die Traufe geraten. Einer Gefahr kehrte sie den Rücken – der anderen lief sie förmlich in die Arme.

»Dabei ist mein Feind in dieser Welt, auch der deine«, fuhr Sephoos ungerührt fort. Entweder konnte er seine Angst gut tarnen oder er hatte tatsächlich neues Zutrauen gewonnen. »Warum willst du einen töten, der dir helfen kann?«

»Du weißt genau, wo sie ist?«

»Ich nehme es an. Wenn sie in der Zwischenzeit nicht wieder bei dir aufgetaucht ist, gibt es nur die Möglichkeit, daß sie ihm in die Falle lief.«

Macabros trat einen Schritt zurück und senkte die Schwertspitze. »Steh' auf! Tu', was ich von dir erwarte.« Er sprach mit schneidender Stimme. Von Anfang an schuf er klare Verhältnisse. Sephoos gehörte einer kriegslüsternen, egoistischen Rasse an, die keine andere Art neben sich duldete. Im Moment sah er wahrscheinlich keine andere Möglichkeit, seinen Kopf aus der Schlinge zu ziehen, als seinem Gegner den Vorschlag zur Zusammenarbeit zu machen.

»Wir können beide davon profitieren«, sagte er mit glänzenden Augen, während er sich erhob. »Nh'or Thruus Labyrinth-Höhlen könnten ihr zum Schicksal geworden sein…«

»Sie war also noch ganz Mensch, als sie aus der Waben-Stadt floh?«

»Ja. – Aber ob sie's jetzt auch noch ist… Nh'or Thruu hat eigene Methoden, sich seine Feinde gefügig zu machen.«

»Dann führe mich! Zeige mir den Weg in das Höhlen-Labyrinth.«

»Tief in der Düsternis, wo die Hügel eins werden – dort ist es«, sagte Sephoos und erhob sich mit mächtigen Flügelschlägen. Rasch brachte er eine große Strecke hinter sich.

Auch für Macabros war es kein Problem, das Tempo beizubehalten. Er erledigte das auf die ihm typische Weise.

Er versetzte sich immer um eine große Strecke, sobald Sephoos außer Sichtweite zu geraten drohte.

Der Insektoide war verwirrt, als er den Fremden immer wieder unter sich erblickte, ohne ihn dabei zu beobachten, wie er sich bewegte. Er tauchte auf und verschwand. Wie ein Geist…

Auf diese Weite erreichten sie die flache Hügelkette. Dahinter lagen die Höhlen.

Sephoos und Macabros waren zu weit entfernt von der Waben-Stadt, als daß sie gesehen hatten, was sich in diesen Minuten dort abspielte.

Die Auseinandersetzung zwischen dem Insektenmenschen und Hellmarks Doppelkörper war nicht ohne Zeugen geblieben.

Ringsum in der Dunkelheit bewegten sich Schatten. Hunderte… Tausende…

Menschen, die mit Pfeil, Bogen und Schwertern bewaffnet waren, kamen. Es war das Herr Nh’or Thruus, dem nichts entging, was auf dieser Welt geschah, der auch wußte, was Sephoos wollte und alles, was sich ereignete, einbezog in das makabre Todesspiel, das sein Geist inszenierte.

Das Heer aus der Dunkelheit verteilte sich in der Waben-Stadt. Es bestand aus den Männern um Talmoth, aus Hunderten von Arsons und Carminias, aus Gestalten, die in Sagen und Legenden aus fernen Welten lebendig waren.

Sie alle öffneten die Kammern, in denen die unreife Frucht war und töteten mit Pfeil und Bogen oder einem Hieb ihrer Schwerter Sephoos’ Puppen.

Auch die Brutsklavinnen, die der Insektoide entführt hatte, fielen dem Angriff zum Opfer. Sie setzten sich noch verzweifelt zur Wehr, konnte zwei, drei der Angreifer zurückschlagen und ihnen die Köpfe abreißen, so daß sie wenig später zu Staub zerfielen. Doch gegen die Übermacht hatten sie überhaupt keine Chance.

Die Opfer starben stumm.

Nh’or Thruus Heer rottete die Nachkommenschaft Sephoos’ aus.

Zu den Opfern zählten auch die drei verwandelten Menschenfrauen, untern ihnen die Freundinnen Janine Cardon und Bianca Lefebre. Keine von ihnen sah mehr die alte Heimat. Ihre Körper lagen im Staub einer fremden Welt, die nicht größer als ein Atom war…

*

Dumpfer Schmerz erfüllte seinen Körper.

Trage bildeten sich die Gedanken.

Der blonde Mann auf dem Boden in der Mulde vor dem vertrockneten Baum drehte sich langsam auf die Seite. Er hatte die Augen noch immer geschlossen. Verkrustetes Blut klebte auf seinen Lidern.

In dem geheimnisvollen Zwielicht der Mikroweit näherte sich dem am Boden Liegenden eine Gestalt. Sie tauchte auf zwischen den flachen Hügeln, über denen der geisterhaft violett-grüne Schein lag.

Es war eine Frau!

Alt und gebrechlich, aber sie lief, so schnell sie ihre müden Beine trugen.

Björn Hellmark war zu apathisch und nahm seine Umgebung noch nicht wieder wahr, so daß ihm auch der Zeitpunkt der Annäherung der uralten Frau, die Carminia Brado darstellte, entging.

Die Puppe Nh’or Thruus erreichte unbemerkt ihr Ziel.

Björn Hellmark befand sich auf der Grenze zwischen Wachen und Träumen.

Die Frau bückte sich und blickte auf ihn herab.

Björn hatte die Reise in die Mikroweit nicht unvorbereitet angetreten. Er war auf eine Begegnung mit Nh’or Thruu gefaßt. Alle dämonenabwehrenden Mittel hatte er mitgenommen und unter seinen Begleitern aufgeteilt. So war Carminia zu ihrem Schutz mit Velenas Armreif und der Dämonenmaske ausgestattet, Arson hatte zur Unterstützung den Lederbeutel erhalten, in dem Björn ein versteinertes Auge des Schwarzen Manja mitgenommen hatte. Er selbst beschränkte sich auf das Schwert, das nur seine Hand führen konnte und in der ein anderes keine Wirkung entfaltete.

»Björn, hallo, kannst du mich hören«, wisperte die uralte Frau mit brüchiger Stimme.

Auf Hellmarks Stirn entstand eine steile Falte.

Er vernahm die Stimme, konnte sie jedoch nicht richtig lokalisieren.

»Ich bin’s… Schoko… Liebling«, fuhr »Carminia« zu sprechen fort.

Ja, schoß es ihm durch den Kopf. Da war etwas Vertrautes – aber gleichzeitig auch Fremdes.

Er bewegte die trockenen, aufgesprungenen Lippen. »C-a-r-m-i-n-i-a.?« fragte er ungläubig lächelnd.

»Ich bin zurückgekommen… du mußt mir helfen. Er ist grausam. Erwache, ich bitte dich, Liebster… die Zeit drängt… die tödliche Gefahr kommt näher.«

»Wir müssen fliehen… wir müssen Nh’or Thruu und das Tor finden… und Arson, was ist mit Arson?« Zäh tropften die Worte über seine Lippen.

»Er hat Nh’or Thruu gesehen, und sein Äußeres hat sich verwandelt. Ihm ist das gleiche widerfahren – wie mir…«

Um Hellmarks Lippen zuckte es. Er wollte offensichtlich noch etwas sagen, doch die Worte blieben ihm in der Kehle stecken.

Er riß die Augen auf.

»Carminia?!« röchelte er, war von einem Augenblick zum anderen aber voll da.

Das Gesicht der Frau, die er liebte, füllte sein Blickfeld aus.

Carminia? War sie das wirklich?!

Die schwarzen Augen, glanzlos und müde, das Antlitz verdörrt wie bei einer Mumie.

»Carminia!« Der Schrei brach sich mit Gewalt Bahn.

Hellmark richtete sich auf. Zwei, drei Sekunden zögerte er, das Herz von unendlicher Trauer erfüllt. Zwischen der Frau, die langsam vor ihm zurückwich und der Carminia, wie er sie kannte, lagen

Welten.

Welch grauenhaftes Schicksal hatte Nh'or Thruu für sie bestimmt! Dies war seine Welt, hier galten seine Macht, seine Gesetze…

Was hatte er damit aus Carminia gemacht!

Eine wildfremde Frau… wildfremd? Nein – sie war noch immer die gleiche – sah nur verändert aus und hatte ihn innerhalb weniger Minuten, Stunden oder Tage um Jahrzehnte überholt!

Vielleicht war er in der Zwischenzeit genau so geworden? Was wußte er schon davon, was sich während seiner Ohnmacht alles ereignet hatte…

Er konnte nicht anders und schlang die Arme um die Frau, von der er meinte, es sei Carminia.

»Es wird alles gut werden«, raunte er ihr zu. »Wir haben uns vorgenommen, Nh'or Thruu zu vernichten. Was er mit Arson und dir getan hat – man kann es vielleicht rückgängig machen. Es ist kein natürliches, unumstößliches Ereignis. Magie kann man bekämpfen, wenn man den Weg kennt. Und das sollten wir uns eigentlich zutrauen, findest du nicht auch?«

»Ja – vielleicht hast du recht«, ging sie ganz auf das grausame Spiel ein. Er sah ihr Grinsen nicht, wodurch das runzelige Gesicht grausam verzerrt wurde. »Man darf nicht aufgeben, solange man lebt, solange noch ein Funken Hoffnung im Herzen brennt…«

Es gelang sogar, einige Tränen herauszupressen.

Björn Hellmark spürte das Rinnsal auf seiner Wange.

»Wie ist es passiert. Erzähl' mir alles«, forderte er sie leise auf.

Sie berichtete von ihrer Flucht aus der Wabenstadt.

Hier hakte Hellmarks Gedächtnis sofort ein. Er stand in Verbindung mit seinem Doppelkörper Macabros, der in diesem Moment die Höhleneingänge inspizierte, zu denen Sephoos ihn geführt hatte. Der Insektenmensch ahnte noch immer nicht, daß die Gestalt, die er hierher gelotst hatte, kein Mensch aus Fleisch und Blut war.

Hellmark, dessen Verstand kristallklar aufnahm und verarbeitete, wurde bewußt, wie die Dinge zusammenhingen.

Die Begegnung mit Sephoos hatte zu seiner Bewußtlosigkeit geführt. Nur durch Tasten konnte er feststellen, daß die Wunde an seinem Kopf beachtlich war. Es war ein Wunder, daß ihm bei dem Zusammenstoß mit dem Insektoiden nicht der Kopf von der Schulter gerissen worden war.

Während der Bewußtlosigkeit hatte sein Unterbewußtsein wie im Traum Macabros entstehen lassen, den die Sorge auf der Suche nach Carminia Brado in das Reich von Sephoos geführt hatte.

Carminia war die Flucht geglückt, doch um welchen Preis!

Björn erhob sich.

Ein verzweifelter Gedanke ergriff von ihm Besitz.

Nh’or Thruu war beinahe allgewaltig und konnte seine Welt überschauen. Das unheimliche Spiel, das er begonnen hatte, sollte offensichtlich seinen ersten Höhepunkt darin finden, daß er, Hellmark, seines Schwertes verlustig ging. Dies war die nächste Etappe des Irren von Zoor. Dann erst hatte er freie Bahn. Er wollte, daß er mitkam.

»Diesen Gefallen wollen wir ihm tun«, sagte er rauh und reckte seine Glieder. Seine Gelenke knackten. »Gehen wir zu ihm. Ich werde schon zu verhindern wissen, ihm ins Auge zu schauen und ihm doch gegenüberzustehen. Und selbst wenn ihm meine Gedanken und meine Worte zur Kenntnis gelangt sind, soll mich nichts und niemand daran hindern, das zu tun, was ich für richtig halte. Eines verspreche ich dir, Carminia: ich werde alles daransetzen, die unheimliche Verwandlung rückgängig zu machen. Ohne dich werde ich nicht in die Welt zurückkehren, aus der wir gekommen sind – selbst dann nicht, wenn sich plötzlich der Himmel vor mir öffnen würde und mir den Weg frei gäbe in die Heimat. Nicht ohne dich, Schoko…«

»Björn«, wisperte sie und klammerte sich an ihn. Sie spielte ihre Rolle perfekt.

Mit ihr triumphierte Nh’or Thruu, der Irre von Zoor.

Er sah sich seinem Ziel einen großen Schritt näher. Björn Hellmark hatte das Spiel nicht richtig durchschaut – das machte einiges umso einfacher für ihn.

Hellmark schien nicht erkannt zu haben, daß die Begegnung niemals so ausgehen konnte, wie er es sich vorstellte. In dem Moment, da sich der Herr von Marlos und Todfeind aller Dämonen ihm auf Sichtweite genähert hatte, würde er seine ganze Macht einsetzen, um ihn zu bezwingen.

Hellmark würde kommen. Er trug den Glauben im Herzen, Carminia helfen zu können…

Wie sehr er sich da irrte, dachte Nh’or Thruu…

*

Jede Aktion, die notwendig war, beschränkte Friedrich Chancell auf ein Minimum an Zeitaufwand.

In Tucumare angekommen, übernahmen die Freunde und die Begleiterin Amallas, Angelique, den fertigverpackten Proviant und begaben sich damit zu dem bereitliegenden Aluminium-Flachboot, das von neugierigen Eingeborenen-Kindern und Erwachsenen bestaunt wurde.

Chancell und Amalla verteilten einige Süßigkeiten, die jüngeren Eingeborenen waren daraufhin schnell anderweitig beschäftigt.

Amalla überprüfte den Wasser- und Treibstoffvorrat.

»Alles okay. Es gibt keinen Grund, auch nur ’ne Sekunde länger zu

verlieren«, sagte er.

»Dann also nichts wie los«, signalisierte Amalla mit diesen Worten sein Einverständnis. »An mir soll's nicht liegen, wenn wir das Nachtleben von Tucumare nicht genießen. Vielversprechendes gibt's hier sowieso nicht…«

Chancell warf den Motor an. Das flache Boot entfernte sich rasch vom Ufer.

Die Bootsinsassen winkten zum Festland hinüber, wo noch immer die Eingeborenen standen. Die meisten von ihnen kannten Chancell und seinen Begleiter schon. Sie wußten, daß er forschte, suchte und sich immer ausführlich die Mythen erzählen ließ, die sich mündlich von Generation zu Generation weiterverbreiteten und Jahrtausende alt waren.

Diese Mythen erzählten von den Fremden aus der anderen Welt, von den weißhäutigen Göttern in ihren Feuerwagen und Schiffen…

In den Riten und religiösen Feiern einzelner Stämme hatte Chancell zu erkennen geglaubt, daß Gedankengut aus der Vergangenheit die Erinnerung an die Götter der Urzeit wach hielt. Die Eingeborenen, die infolge ihrer Stellung besonders viel der Überlieferung kannten, waren sogar überzeugt davon, daß diese Götter nur für kurze Zeit abwesend sein würden und eines Tages zurückkehrten. Der Zeitpunkt sei nahe.

Chancell hatte bei all seinen Recherchen den Eindruck gewonnen, daß unterschiedliche Stämme auch unterschiedliche Versionen ihrer Geschichten und Geschichte lieferten.

Aussagen schienen sich zu widersprechen. Aber dann entdeckte man bei genauerem Hinsehen doch wieder Gemeinsamkeiten und machte sogar die erstaunliche Feststellung, daß die Eingeborenen in der Urzeit der Erde nicht nur von einer Sorte von Göttern besucht worden waren, sondern von mindestens zwei. Es gab Hinweise darauf, daß sie sich sogar bekriegt hatten.

Diese Erkennungszeichen hatten Chancells lebhafte Phantasie angeregt.

War die Erde vor langer Zeit sogar ein Schlachtfeld unbekannter Rassen aus dem Kosmos gewesen? Eine Zwischenstation, ein strategisch vorgeschobener Außenposten? Waren die angeblichen Götter, die den Menschen glichen – verantwortlich zu machen dafür, daß es auf der Erde zu einer sprunghaften Gen-Mutation gekommen war? Hatten die Fremden aus den Feuerwagen mit den Primitiven experimentiert?

Fragen, die gelöst werden konnten wenn es gelang, auch nur für eine einzige Annahme den Beweis herbeizuschaffen.

So voll Unruhe und getrieben hatte Chancell sich schon lange nicht mehr gefühlt.

Amalla kannte den Freund zur Genüge, um zu wissen, daß diese Zeichen äußerster Erregung ein Signal dafür waren, daß Chancell sich schon am Ziel sah. Zuviele Mosaiksteinchen paßten plötzlich zusammen. Ausgelöst worden war alles durch einen einzigen, simplen Zeitungsbericht, der hundert Jahre alt und von vielen, die ihn gelesen hatten, mit Sicherheit belächelt worden war… Und Gewißheit hatten seine Überlegungen durch das Auftauchen der 'Men in Black' erhalten…

Er hatte sie nicht vergessen. Im Gegenteil! Sie waren alle gespannte Aufmerksamkeit. Nichts gab ihnen die Gewißheit, daß die unheimlichen und mysteriösen Gestalten in Schwarz ihnen nicht nochmal über den Weg liefen.

Spätestens in Tucumare hatte Chancell eigentlich mit einer erneuten Begegnung gerechnet. Seit Tucumare auch behielt er die Umgebung besonders aufmerksam im Auge.

Sie wechselten sich beim Fahren ab.

Angelique lag nur mit einem Tanga bekleidet auf Deck, ihre mit Sonnenöl eingeriebene Haut glänzte unter der Sonne wie eine Speckschwarte.

Ein weißes Tuch war über das Flachboot gespannt und hielt die ärgste Mittagshitze ab.

Die Ufer zu beiden Seiten waren flankiert von dicht stehenden Büschen, blühenden Sträuchern und alten Urwaldbäumen.

Hin und wieder blitzte es farbig zwischen den Zweigen und Asten auf, wenn ein Papagei seine leuchtenden Schwingen spreizte oder ein Paradiesvogel sich auf einen höher liegenden Ast schwang.

In der Wildnis herrschte Gekreisch und Gezeter. Minutenlang war eine Affenfamilie in Ufernähe zu sehen, die kurz ihre Zankerei aufgaben, als sie das metallisch schimmernde Boot wahrnahmen, das rasch flußabwärts glitt.

Das schmutzige Wasser um das flache Boot barg wie zu beiden Stilen des Amazonas-Nebenarmes unzählige Gefahren.

Unter vorspringenden Luftwürfeln lösten sich träge im Schlamm liegende Krokodile, als die die Wellen spürten, die das Boot verursachte.

Im Moment steuerte Juan Lopez Amalla das Gefährt.

Chancell saß am Bug und hielt das entsicherte Gewehr auf den Knien. Ein Alligator näherte sich dem flachen Boot so gefährlich, daß dem Schweizer nichts anderes übrig blieb, als das Reptil abzuknallen.

Blutrot färbte sich das schmutzige Wasser.

Der Kadaver versank. Noch ein letztes mal schlug das Tier wild und kraftvoll mit dem Schwanz und verfehlte nur um Haaresbreite das Boot. Dann schäumte und sprudelte das Wasser ringsum auf. Es sah aus, als würde es plötzlich anfangen zu kochen.

Piranhas!

Das warme, frische Blut lockte sie zu Tausenden an. In Schwärmen fielen sie über das erlegte Reptil her und nagten es ab bis auf die Knochen.

Angelique, die durch den Schuß wach geworden war, schluckte trocken.

»Oh, mein Gott«, kam es wie ein Hauch über ihre Lippen.

Sie hatte schon davon gehört, wie schnell Piranhas ihr Opfer fraßen. Aber zwischen Hören und Sehen klaffte ein himmelweiter Unterschied. Wenn man die Dinge hautnah miterlebte, war das etwas ganz anderes.

»Nicht den Finger ins Wasser strecken«, warnte Chancell in diesem Moment und zündete sich lässig eine Zigarette an. »Ehe sie ihn wieder emporziehen, ist er abgenagt bis auf die Knochen… Ich selbst hab' mal einen solchen Fall erlebt. Da wollte einer, der mich ganz zu Anfang begleitete, auch nicht wahrhaben, daß sie ständig überall lauern und sofort da sind, wenn sie einen frischen Happen erwischen können. Der ungläubige Thomas hat seinen Leichtsinn damit bezahlt, daß von den fünf Fingern seiner linken Hand von einer Sekunde zur anderen vier nicht mehr zu gebrauchen waren. Es sah nicht besonders schön aus, als er die vier abgenagten Knochen an seiner rechten Hand unter unsere Nasen hielt und partout von uns wissen wollte, ob er denn nun wache oder ganz scheußlich träume…«

Stunden währte die eintönige Fahrt, die nur hin und wieder durch ein Wort der Reisenden unterbrochen wurde oder das »Plop« des Korkens zu hören war, wenn einer den Wasserbehälter öffnete.

Die Hitze schlauchte sie. Es war wie in einem Treibhaus. Jede Bewegung wurde zur Qual.

Am besten hatte es immer derjenige, der Muße hatte und schlafen konnte.

Davon machte Amalla Gebrauch, als Chancell ihn nach einer Stunde ablöste.

Mit dem Gewehr in der Hand legte er sich flach. »Wenn irgend etwas los ist, dann brüll! Ich schieße erst und frage dann, was los war, einverstanden?« feixte er.

Chancell nickte nur. Er war zu faul zum Antworten.

Wie eine Statue hockte der Schweizer Amateurforscher hinter dem Steuerrad und führte das Boot mit sicherer Hand. Einmal galt es einen kleinere Wasserfall zu passieren. Das klappte ohne große Komplikationen.

Chancell kannte die Gegend wie seine Hosentasche. Nicht zum ersten Mal bewegte er sich auf diesem Fluß. Von den vielen hundert Seitenarmen des Amazonas gab es nur noch wenige, die er noch nicht befahren hatte.

Aufgrund seiner Entdeckungen und Erkenntnisse hatte er gerade in den letzten Jahren das Gebiet um den Jamanxim und dem Curua besonders aufmerksam studiert und immer wieder Expeditionen dorthin unternommen.

Nun zeigte sich, daß sein Fingerspitzengefühl und seine Erkenntnis in der Tat richtig waren. Genau dies hier war die Ecke, an der er fündig werden konnte. Genauere Angaben als die, die er jetzt in der Tasche hatte, konnte er eigentlich nicht mehr erwarten. Die Meridianangaben waren für ihn wie die Hausnummer einer bestimmten Adresse.

Er döste halb vor sich hin, hielt aber noch immer das Steuerrad mit sicherer Hand.

Affengekreische und aufgeregt schreiende und davonfliegende Vögel veranlaßten ihn, den Blick in die betreffende Richtung zu lenken.

Aus zusammengekniffenen Augen blickte er zum linken Flußufer. Hier war das Flußbett enger. Schattenhafte Bewegungen zwischen Büschen und Sträuchern. Einmal glaubte Chancell deutlich mehrere gebückte Gestalten zu sehen, die ihre Gesichter grellbemalt hatten.

Sie wurden von Indios beobachtet. Das beunruhigte ihn nicht. Das gehörte dazu.

Der Urwald hatte seine eigenen Gesetze. Chancell war überzeugt davon, daß seine Ankunft in Tucumare schon auf geheimnisvolle Weise weitergegeben worden war, daß tausend Meilen weiter nordöstlich sein alter Freund Tuna Madanga schon wußte, daß er wieder auf dem Weg zu den Rätselstätten war, deren wirkliche Lage auch einigen Eingeborenen vertraut war. Aber die schwiegen darüber wie ein Grab.

Fünfzig Meilen weiter stromabwärts übernahm Juan Lopez Amalla wieder die Steuerung, mit Einbruch der Dunkelheit war die Reihe erneut an Chancell.

Der Spanier beobachtete mit einer gewissen Unruhe die Getriebenheit und Hektik seines Freundes. Chancell war sonst die Ruhe in Person. Er konnte gar nicht schnell genug ans Ziel kommen. Er belastete den Motor bis an die äußerste Leistungsgrenze.

Den ganzen Tag ging es flußaufwärts, die ganze Nacht. Alle drei Stunden wechselten sich die Männer ab. Zwischendurch wurde Angelique aufgefordert, eine neue Kanne Tee oder Kaffee zuzubereiten.

Ohne Zwischenfälle erreichten die Expeditionsteilnehmer die große Flußschleife.

Nach zweieinhalb Tagen legte das Aluminium-Flachboot in der denkwürdigen Bucht an, von der Chancell behauptete, daß auch Philipe Laison sie vor hundert Jahren erreicht hatte.

Mit schweren Buschmessern bahnten sich die Männer einen Weg durch das dichte Gestrüpp, durch die armdicken Lianen, die ein engmaschiges Netz bildeten.

Das Boot wurde vertäut und unter überhängenden Ästen verborgen.

Der Lagerplatz wurde direkt in der geschützten Bucht errichtet. Im Nu waren zwei Zelte aufgebaut. Die beiden Männer hatten mit dieser Arbeit alle Hände voll zu tun. Angelique war in dieser Zeit nicht untätig. Sie kümmerte sich um die Feuerstelle und rührte in einem Topf eine kräftige Bohnensuppe. Es roch nach geräuchertem Speck.

Es wurde rasch dunkel.

Chancell mußte sich dazu zwingen, in Ruhe seine Suppe aus dem Blechteller zu löffeln.

»Warum so nervös?« fragte Angelique beiläufig.

»Zum Teil macht das deine Nähe«, entgegnete der Schweizer. »Es ist das erste Mal, daß eine Frau an unserer Reise teilnimmt. Und dann bohrt ständig der Gedanke in meinem Hinterkopf, daß der versumpfte Seitenarm und damit das Ziel greifbar nahe liegt. Hier – irgendwo direkt vor uns – muß es sein…«

Er hatte eine handgezeichnete Karte neben sich liegen und studierte immer wieder die Eintragungen, die er selbst gemacht hatte.

Die Dunkelheit legte sich über die grüne Wildnis. Die Geräusche der Dschungelnacht mischten sich in das Knistern der kleiner werdenden Flammen, die seltsam-bizarre Licht- und Schattenreflexe auf die Gesichter der um das Feuer Sitzenden warfen.

Die drei Teilnehmer der Expedition waren müde, von der langen und anstrengenden Reise auf dem kleinen Boot erschöpft. Auf engstem Raum hatten sie an die drei Tage zusammengepfercht gehaust wie die Tiere und waren nur zum Notwendigsten ans Ufer gefahren. Unter normalen Umständen hätte Chancell nach jeder Tagesreise eine ausgiebige Rast auf einem geeigneten Lagerplatz eingelegt. Aber er wollte diese Zeit einsparen, was ihm auch gelungen war.

Amalla verschwand mit Angelique im Zelt.

Chancell saß noch eine Weile vorm Feuer, starrte gedankenversunken in die niedriger werdenden Flammen, und rauchte eine letzte Zigarette, ehe auch er sein Zelt aufsuchte.

Er fühlte sich zerschlagen und innerlich aufgewühlt. Am liebsten hätte er sich jetzt in der Finsternis noch auf den Weg gemacht, um jene Stell zu überprüfen, die in seinem Denken einen so großen Raum einnahm.

Über diesen Gedanken schlief er ein.

Als er wieder erwachte, ohne einen ersichtlichen Grund, war es noch immer stockfinster, und die unheimlichen Geräusche nervten wie eh und je.

Zweige knackten.

Chancell war sofort hellwach und griff nach dem Gewehr. Er schlug den Zelteingang zurück und spähte atemlos nach draußen.

Im Zelt von Angelique und Amalla war alles still.

Chancell fühlte Unruhe.

Etwas stimmte nicht! Jemand war in der Nähe. Sie wurden beobachtet…

Lautstark spannte er den Hahn seiner Waffe. Das metallische Klicken war deutlich zu hören.

»Ist da jemand?« fragte Chancell gedämpft.

Er ging zum Rand des Lagerplatzes. In der Finsternis vor ihm tauchte irgend jemand weg.

»Halt! Stehen bleiben!« Friedrich Chancell riß das Gewehr hoch und feuerte. Bellend zerriß der Schuß die Nacht. Vögel im Gebüsch flatterten erregt davon und kreischten, Affen zeterten. Aber auf all das achtete der Schütze nicht.

Im Mündungsstrahl des Gewehres hatte er ganz deutlich die davonrennende Gestalt erkannt. Ein Indio! Vom Nacken schlangengleich über den Rücken gezogen eine seltsame Bemalung aus dunkelblauer Farbe.

Juan Lopez Amalla kam aus dem Zelt.

»Eine unangenehme Art hast du, die Leute schon in aller Frühe zu wecken«, maulte er. Das Haar hing ihm wirr in die Stirn. »Ist dir aus Versehen ein Affe auf den Zeh getreten oder ein Frosch übers Gesicht gelaufen?«

»Nichts von beiden. Wir werden beobachtet! Und zwar schon eine ganze Zeit…«

Amalla seufzte und strich die Haare aus dem Gesicht. »Da meint man mitten im Dschungel allein zu sein – aber wieder nichts. Überall gibt’s Leute, die mit zuschauen.«

Die beiden Männer liefen ein paar Schritte in den Busch. Nun war die grüne Wand so dicht, daß sie nicht weiterkamen.

Lautlos wie ein Schatten trat eine Gestalt hinter einem Stamm hervor. Amalla und Chancell sahen sie nicht.

»Mein Freund ist töricht geworden«, sagte der Eingeborene. »Ich ihn nicht mehr verstehen…«

Chancell und Amalla wirbelten wie auf Kommando herum.

»Tuna!« stieß der Schweizer hervor und schlug automatisch Juans Gewehrlauf herab, weil er befürchtete, der Spanier würde den Abzugshahn durchziehen.

In der Dunkelheit stand Tuna Madanga, der Indio-Häuptling, vor ihnen.

*

Mit allem hatte Chancell gerechnet. Nur nicht damit. »Woher weißt du, daß ich wieder im Land bin?« fragte der Schweizer sofort.

»Ich davon hören. Tuna hat viele Freunde…« Der Indio sprach englisch.

»Bist du allein, Tuna?« Chancell war verwirrt. Man merkte es ihm an.

»Nein. Wächter auch da sind.«

»Die Wächter…«

»Von denen wir immer haben gesprochen… ich dir nie konnte zeigen.«

Chancell schluckte. »Dann hast du also schon damals gewußt…«

»Immer gewußt, Forscher-Mann«, fiel der Indio ihm ins Wort. Er trat einen Schritt nach vorn. »Alle Geschichten wahr. Aber nur wenige wissen… umkehren besser. Wenn alle wissen – Welt verrückt. Nicht gut. Götter böse. Tuna und Wächter sterben… Zelte abbauen und fortgehen. Das ist das Beste…«

Chancells Miene wurde hart, Amalla lachte rauh. »Wir sind nicht hierher gekommen, um unsere Zelte wieder abzureißen«, entgegnete der Schweizer. »Ich dachte, du bist mein Freund…«

»Bin Freund. Deshalb meine ich es gut…« Der Indio trug ein dunkelblaues Stirnband. Seine Haare waren nicht schwarz, sondern dunkelbraun. Im Licht der Taschenlampe, die Chancell angeknipst hatte, war diese bemerkenswerte Besonderheit deutlich auszumachen.

Auch Tunas Haut war nicht besonders dunkel, ein helles Braun, wie es für Bewohner dieser Breiten eher als ungewöhnlich zu bezeichnen war.

Amalla, der Tuna bisher nur zweimal in seinem Leben gesehen hatte, kam es fast so vor, als wäre der Indio-Häuptling seit dem letzten Mal noch hellhäutiger geworden.

»Wir haben die Strapazen auf uns genommen, weil wir diesmal überzeugt davon sind, das ›alte Schiff‹, das Wrack der namenlosen Götter zu finden«, sagte Chancell leise. »Wir werden der Welt draußen die Sensation bringen, Tuna. Darauf haben wir doch alle in den vergangenen Jahren gewartet. Du selbst hast mich doch wissen lassen, daß du helfen würdest, die Wahrheit über die Götter ans Tageslicht zu bringen. Dann hättest du mich ja belogen, Tuna…«

Chancell kannte den Indio schon so lange, um zu wissen, worauf er reagierte. Ihn praktisch der Lüge zu bezichtigen, war starker Tobak. Darauf reagierte Tuna empfindlich.

»Tuna nie lügen«, sagte der Indio ruhig. »Ich versprochen – ich halten. Aber immer die Rede von – anderen Göttern…«

Also doch!

»Es gibt – Unterschiede, Tuna?«

»Ja, Herr. Ich mithelfen, andere Götter zu suchen. Sie dahin zu führen, wo Spuren übrig geblieben… aber diese Götter nicht gut… Wächter müssen streng sein, niemand darf davon erfahren.«

Ein langes Palaver begann. Amalla bewunderte Chancells Geschick. Der konnte mit Tuna Madanga umgehen wie kein Zweiter.

Anfangs blieb Tuna unerbittlich. Doch dann handelten die beiden einen Kompromiß aus.

»Gut, Tuna einverstanden«, sagte der Indio unvermittelt. »Glauben, daß er's verantworten kann… nur sehen, aber keine Aufzeichnungen machen, keine Fotos…«

Das war hart! Für Chancell mußte eine Welt zusammenbrechen.

So nahe vor dem Ziel, die Welt mit einer sensationellen Nachricht zu überraschen – und doch so weit davon entfernt wie eh und je!

»Okay, einverstanden.« Ging er nur zum Schein darauf ein? Juan Lopez Amalla wußte es selbst nicht, was hinter Chancells Stirn vorging. »Du zeigst mir das ›alte Schiff‹, und ich verspreche dir, keine Aufnahmen zu machen…«

»Und auch nie darüber zu schreiben und zu sprechen!« fiel Tuna Madanga ihm ins Wort.

Es blieb Chancell nichts anders übrig, als sich auch darauf einzulassen.

Besser den Spatz in der Hand als die Taube auf dem Dach, schien er zu denken…

»Gut. Nach Sehen – Zelte abbauen und fortgehen«, meinte Tuna.

»Nicht mehr in dieser Nacht. Erst bei Tagesanbruch…«

Darauf einigten sie sich.

Inzwischen war auch die blonde Angelique aus dem Zelt gekommen. Der Indio betrachtete die schöne Frau mit aufmerksamen und bewundernden Blicken.

Amalla hob kaum merklich die Brauen, als er Tunas Interesse für seine Gespielin entdeckte.

»Frau hier bleiben… nicht zuverlässig«, sagte der Indio-Häuptling, noch ehe einer der beiden Männer etwas sagen konnte. »Frauen haben lockere Zunge, können nicht schweigen…«

»Was soll der Quatsch?« reagierte die gutgebaute Französin, die genügend Englisch-Kenntnisse besaß, um Tunas Ausführungen folgen zu können. »Von wegen den Mund nicht halten können…«

Wahrscheinlich war dies die erste Begegnung Madangas mit einer emanzipierten Europäerin. Angelique las ihm gehörig die Leviten. Doch Tuna ließ sich nicht einschüchtern.

»Nix für Frauen… Geheimnis nur für Männer… Frau zurückbleiben in Zelt…«

»Kein langer Disput, Angelique! Hier herrschen andere Gesetze«, schaltete Amalla sich ein. »Du bleibst im Zelt. Nimm dir ein Gewehr

und halte die Augen offen! Falls etwas faul sein sollte, gibst du uns Rückendeckung…«

Die Blonde nickte.

Mit dem Gewehr konnte sie inzwischen umgehen, das hatte sie während der Fahrt auf dem Curua gelernt. Sie hatte zwei Alligatoren erlegt, was den Beifall jedes passionierten Großwildjägers zur Folge gehabt hätte.

Amalia wechselte mit seiner Freundin einen vielsagenden Blick. Sagen konnte der Spanier nichts, ohne nicht Tuna Madangas Mißtrauen zu wecken.

Angelique ging wie vereinbart zum Zelt zurück, holte ein Gewehr und zündete das Lagerfeuer neu an. Heller Lichtschein erhellte den Platz.

Die Männer drangen tiefer in die grüne Wildnis ein. Tuna Madanga ging ihnen in der Dunkelheit voran. Er schien die Augen einer Katze zu haben.

Den schmalen Pfad zwischen den Büschen hätten sie nicht mal mit ihren lichtstarken Stablampen entdeckt.

Der Weg lag geschickt verborgen zwischen Büschen und Sträuchern, riesigen Farnen und Lianen, die über ihnen ein Dach bildeten. Der sternenübersäte Nachthimmel war nicht mehr zu sehen.

Dann standen sie vor einer Mauer aus Blattwerk. Hier kam auch Madanga nicht weiter.

Doch der Eindruck täuschte.

»Tuna… anmak moy kalun«, sprach der Indio in die Dunkelheit.

Sowohl Amalla als auch Chancell beherrschten einige Sprachen fließend und kannten etliche Brocken aus den verschiedensten Indiodialekten. Aber diese Worte stammten aus keinem, der ihnen vertraut war. Er klang fremdartig. Wie eine Sprache aus einer anderen Welt.

Die Wand aus Blattwerk und Lianen vor ihnen wurde von der Seite auseinandergedrückt, und es stellte sich heraus, daß es ein Pflanzenvorhang war, der den Weg vortrefflich tarnte.

Zwei Indios mit ebenfalls blauen Stirnbändern und dunkel bemalten Gesichtern standen vor ihnen.

In der Eingeborenensprache teilte Tuna Madanga den beiden vermutlichen »Wächtern« mit, daß er mit zwei Freunden gekommen sei, für die er sich verbürge.

In den schwarzen Augen glitzerte es, als die beiden Indios die Ankömmlinge musterten. Dann traten sie zur Seite und gaben den Weg frei. Aus den Augenwinkeln gewahrte Amalla, daß die Eingeborenen mit schweren Buschmessern bewaffnet waren.

»Noch ein paar Schritte – dann schon am Ziel«, radebrechte Tuna Madanga ohne den Kopf zu wenden.

Sowohl Amalla als auch Chancell hielten ihre Finger ständig am Abzug. Sie fühlten beide, daß sie sich auf ein äußerst waghalsiges Unternehmen eingelassen hatten. Wenn sie in einen Hinterhalt gelockt wurden, dann waren ihre Chancen trotz Bewaffnung gleich Null. Vielleicht konnten sie zwei, drei oder auch vier Gegner niederstrecken.

Doch dann waren sie an der Reihe. Und hier in der abgeschiedenen Wildnis würde niemand jemals ihre Leiche entdecken. Man brauchte sich nicht mal die Mühe zu machen, sie zu verscharren. Tausende von Kleinlebewesen in diesem fruchtbaren Boden würden innerhalb kurzer Zeit ganze Arbeit leisten, und den Rest besorgte die Wildnis selbst. Im Nu wucherten Lianen, Farne und Gräser über sie hinweg und würden sie für alle Zeiten verbergen.

Seltsam, daß ihm solcherlei Gedanken durch den Kopf gingen. Amalla griff sich unwillkürlich an die Kehle. Das Atmen fiel ihm mit einem Mal schwer. Er hatte das Gefühl, als würden unsichtbare Hände ihn würgen…

Tuna blieb stehen. »Schon da… Aufpassen .! Sumpf…«

Er trat zur Seite. In der Düsternis vor ihnen bot sich eine Szene, die sie an die Kulisse eines phantastischen Films erinnerte.

In einem versumpften Seitenarm lag der Rumpf eines verrotteten Schiffes mit Deckaufbauten und geöffneten Luken, aus denen die Rohre abgebröckelter Kanonen starrten.

Im ersten Moment konnte man vermuten, daß ein Kriegsschiff aus vergangenen Zeiten hier verrottete. Aber auf den zweiten Blick sah das alles ganz anders aus, erkannten sie beide die Unterscheidungsmerkmale, die in einer Besonderheit gipfelten. Das war ein abgebrochener, stählerner Mast, der völlig unnütz mitten auf dem Schiff stand und hoch in den Himmel ragte. Am Mast war ein bleiches Skelett angekettet, dessen Arme dicht am Körper lagen. Über den Schultern spannten sich die hellen Knochen eines Flügelpaares, um die ein orangefarbener Umhang drapiert war, der magische Symbole aufwies. Der Umhang sah aus wie neu, als wäre er erst vor wenigen Minuten aus der Weberei gekommen.

»Das Wrack der namenlosen Götter«, murmelte Chancell ergriffen…

*

Sie standen minutenlang da. Nach der ersten Reaktion des Schweizers sagte niemand mehr ein Wort.

»Was hat das ›alte Schiff‹ zu bedeuten, welche Funktion hatte es?« Chancell löste sich aus dem Bann, trat einige Schritte weiter vor, merkte die Weichheit des Bodens unter seinen Füßen und wich schnell

zurück.

»Das wissen nur die Götter selbst, die sich dort versammelten«, antwortete Tuna Madanga.

»Was haben sie hinterlassen?«

»Große Geheimnisse! Sie werden von Bedeutung sein, wenn die Götter wiederkehren, die darin verschwanden…«

»Das heißt – sie verschwanden damals und kommen in der Gegenwart oder Zukunft wieder?«

»Kommen wieder… bald… dann Welt zu Ende… beide tragen großen Kampf aus…«

Wieso war Stahl verrottet – aber der orangefarbene Umhang des geflügelten Skeletts wirkte neu und unverwüstlich? Über den feucht schimmernden Sumpf führte wie eine Brücke ein knorriger Baum, der zu einer Luke führte, in der die Kanone zu Staub zerfallen war.

Doch das war noch nicht alles.

Über der vom Zahn der Zeit zernagten Reling und aus den finsteren, morschen Luken hingen ebenfalls Skelette. Sie gingen nicht auf einen menschliche oder menschenähnliche Gestalt zurück.

Die Skelette wiesen eine stark gekrümmte Wirbelsäule und einen spitzen, in seltsamem Winkel sitzenden Kopf auf. Unwillkürlich drängte sich Chancell der Vergleich mit überdimensionalen, mannsgroßen Seepferden auf.

Besucher von einem anderen Stern? Von einer Wasserwelt? Was hatte der Geflügelte mit ihnen zu tun? Rätsel, die sie beschäftigten.

»Ich möchte einen ersten Blick in das Schiff werfen«, kam es ganz automatisch über Chancells Lippen. »Ich muß wissen, wie es hinter den Wänden aussieht.«

An ihnen klebte Tang, vertrockneter Schlamm, dickes Moos…

»Nicht gut«, schüttelte Tuna Madanga den Kopf. »Gefahr… nicht Schiff betreten.!«

»Warum nicht? Da lebt keiner mehr. Tote können einem nichts tun.«

»Nicht wissen… verboten hinzugehen… immer wieder sterben Männer, die es versuchten…«

»Ich habe keine Angst…«

»Nicht tun… besser so…«

»Wir hatten davon gesprochen, daß ich meinen Mund halten werde über das, was ich zusehen bekomme. Darauf kannst du dich verlassen. Aber da muß ich auch mal was zu sehen kriegen…«

Madanga druckste herum. Chancell ergriff die Initiative. Er ging auf den knorrigen, gekrümmten Baumstamm zu und prüfte dessen Halt in der schlammigen Erde. Er saß fest.

»Ich dich haben gewarnt«, sagte der Indio ernst. »Niemand wissen was geschieht hinter alten Wänden von ›altem Schiff‹…«

»Ich werde mich meiner Haut schon erwehren, falls ein Schlamm-Monster sich dort eingenistet hat. Auch mit Sumpf gespenstern werde ich fertig...« Chancell war ganz in seinem Element und gewann zunehmend gute Laune zurück, trotz der undurchsichtigen Lage, in der sie sich befanden.

Amalla wollte sich anschließen, aber Chancell konnte ihn davon überzeugen, daß es besser war, zurückzubleiben und die Indios im Auge zu behalten.

Der Schweizer kletterte auf den gekrümmten Stamm und bewegte sich mit äußerster Vorsicht und allen vieren darauf. Sein Gewehr hatte er in Amallas Händen zurückgelassen. Chancell war jetzt nur noch mit einer Pistole bewaffnet.

Der Weg über den Stamm war beschwerlich. Ein größere Wegstrecke hätte der Schweizer schwerlich durchgehalten. Einmal drohte er abzurutschen. Zum Glück ging alles gut.

Er erreichte die zerfressene Außenkante der Luke. Die Halterungen für die ehemalige Kanone waren noch vorhanden.

Friedrich Chancell leuchtete mit seiner Stablampe in das dunkle Innere der Kammer, die vor seinen Augen lag.

Seltsame Verstrebungen, Nischen und verschachtelte Gänge, die in den Rumpf des »alten Schiffes« führten, gerieten in sein Blickfeld.

Die Wände waren von Tang und Moosgeflecht überwachsen. Dicke, schwammige Brocken hingen an der Oberfläche und erinnerten an dunkle, grotesk geformte Pilze.

Vorsichtig stieg Chancell auf die Kante. Das Metall zerbröckelte unter seinem Griff. Dann fand er eine festere Stelle und konnte in die Luke steigen.

Er wandte sich um und starrte zu den anderen zurück, die an der Grenze zum Sumpf standen und ihn angespannt beobachteten.

»Ich schau' mich drin mal um«, rief er zurück.

»Paß' auf«, entgegnete Juan Lopez Amalla.

Er stand neben Tuna Madanga. Von den beiden Eingeborenen, die der Indio als »Wächter« bezeichnet hatte, war nichts zu hören und zu sehen.

Chancell beugte sich nach vorn. Da waren Sprossen in der Wand.

Er berichtete den Beobachtern. »Die sind noch recht fest. Der Boden liegt etwa zweieinhalb bis drei Meter tiefer.«

Die Kanone hatte auf einem mit Metall überzogenen Sockel gestanden. Der war noch vorhanden und trug ohne weiteres sein Gewicht. Sprosse für Sprosse stieg Chancell nach unten. Er hatte die Taschenlampe an seinem Gürtel befestigt, um beide Hände frei zu haben.

Auch den letzten Meter wagte er nicht in die Tiefe zu springen, da er nicht wußte, wie spröde und porös das Material schon war. Doch

der Boden trug sein Gewicht.

»Ich bin jetzt unten. Hallo – könnt ihr mich noch hören?« rief er aus dem Schiffsrumpf nach draußen.

»Alles klar. Was siehst du?« wollte Amalla wissen.

Chancell beschrieb seine Umgebung. »Der Tod muß die Besatzung getroffen haben wie ein Blitz aus heiterem Himmel«, berichtete er abschließend. »Überall liegen Skelette. Sie haben die Form von komischen, überdimensionalen Seepferdchen…«

Am liebsten hätte er jetzt an allen Stellen in diesem Schiff – unten wie oben – gleichzeitig sein mögen. Das Skelett mit dem Umhang interessierte ihn ebenso wie die Fracht, die sich an Bord befand oder die technischen Überbleibsel von Fremden, die einst die Erde besuchten und nicht mehr zurückkehrten. Aber wie konnten sie mit einem Schiff in dieser Form die Weiten des Universums durcheilt haben? Eine verrücktere Vorstellung gab es im Zusammenhang mit dem mysteriösen Fund wahrhaftig nicht.

Wenn er den Sternenraum außer acht ließ – welche Möglichkeiten boten sich noch?

Eine andere Dimension… eine Parallelwelt… stand dieser Ort mitten in der grünen Hölle des Amazonas unter ähnlichen Strömungen und Einflüssen wie das berühmt-berüchtigte Bermuda-Dreieck? War dieses Schiff von einem fremden, fernen Meer durch ein Loch zwischen den Dimensionen gerutscht und hier auf der Erde angekommen?

Tausend Gedanken beschäftigten Chancell.

War die geflügelte Gestalt am Mast ein Gefangener, der dieses Schiff möglicherweise durch magische Kräfte ins Unglück gesteuert hatte?

War die Zusammensetzung der irdischen Lufthülle verantwortlich zu machen für den plötzlichen Massentod auf dem Schiff?

Einiges paßte gut zusammen, war logisch, und Friedrich Chancell, der es gewohnt war, unkonventionell zu denken, baute diese Kombinationen aus.

Der Strahl der Taschenlampe wanderte hell und lautlos wie ein riesiger Finger über die Wandvorsprünge und Eingänge, die in andere Bezirke führten.

Dies war eine reine Waffenkammer, von hier aus waren feindliche Schiffe angegriffen und versenkt worden. Die Technik ähnelte in etwa derjenigen, wie sie heute in menschlichem Gebrauch war, aber man durfte nicht außer acht lassen, daß dieses Schiff wahrscheinlich schon seit Jahrtausenden hier lag!

Was würde ihn noch an Bord erwarten? Welche Hinterlassenschaft gab es? Konnte er etwas an sich nehmen, ohne daß Tuna Madanga dies bemerkte? Es mußte nur klein genug sein… auf irgend eine Weise

würde er den Indio schon überlisten.

Er benutzte den Mittelgang. Diese zufällige Entscheidung war gut.

Der Gang mündete in einen breiteten, in dem die Türen sichtbar waren, die zu den einzelnen Kabinen auf Deck führten.

Türen, wie er sie nie zuvor gesehen hatte!

Sie waren schmal und nicht rechteckig, sondern oben schmaler als auf halber Höhe, wo sie bauchig auseinander gingen. Die Form stimmte in etwa mit der der aufgefundenen Skelette überein.

Ein breiter, flacher Knopf, matt und von Adern durchzogen wie Marmor, befand sich etwa in Schulterhöhe Chancells. Konnte man davon ausgehen, daß die ehemalige Besatzung dieses Schiffes die Hände so weit oben gehabt hatte?

»Ziemlich unpraktisch«, murmelte der Schweizer im Selbstgespräch.

Er drückte gegen den Knopf. Die Tür ließ sich mit einiger Anstrengung nach innen schieben.

Der Raum dahinter war groß und düster und spitzwinklig.

Der Eingang zu einer Pyramide! Unwillkürlich drängte sich Chancell dieser Vergleich auf. Und diese Pyramide war nicht geschlossen, sondern stand offen!

Er konnte in einen Raum sehen, dei an eine ägyptische Grabkammer erinnerte.

Mehrere Sarkophage standen an den Wänden. Sie waren farbig und reich verziert.

Ägyptische Sarkophage? Chancell, der infolge seiner Beschäftigung mit der Historie einige Kenntnisse davon hatte, wagte dies zu bezweifeln. Es gab einige typische Merkmale, die fehlten.

Chancells Gesicht war wie aus Stein gemeißelt, als er sich dem mittleren Sarkophag näherte. Was würde sich darin befinden? Vorsichtig öffnete er den senkrecht stehenden Deckel. Er konnte ihn einfach abnehmen. Er zeigte Mut und Entschlossenheit und wollte soviele Eindrücke wie möglich mitnehmen, um seine Kenntnisse zu erweitern. Es war ein Jammer, daß er hier nicht fotografieren und filmen konnte. Vielleicht ließ sich Tuna Madanga doch noch umstimmen, wenn diese Nacht vorüber war. So schnell jedenfalls beabsichtigte der Amateurforscher die Flinte nicht ins Korn zu werfen.

Die Zeichnungen an den Wänden dieser steinernen, pyramidenähnlichen Truhe wiesen darauf hin, daß primitive Menschen mit Wesen vom Himmel bei der Kontaktaufnahme zu beobachten waren. Es gab seltsam geformte Flugobjekte, »Feuerwagen«, die aus der Höhe herabschwebten. Einige Menschen warfen sich zu Boden und waren auch in ehrerbietender und unterwürfiger Haltung vor den »Göttern« zu sehen, die in wallenden Gewändern oder mit geheimnisvollen Mitbringseln in Händen oder

sogar geflügelt dargestellt waren. Aber nicht eine einzige der dargestellten Personen erinnerte auch nur entfernt an die »Seepferdähnlichen«, die Chancell sich aufgrund der Skelettfunde in Gedanken ausgemalt hatte.

Viel Widersprüchliches gab es in diesem Schiff.

Er stand vor einer weiteren Entdeckung, die ihm den Atem raubte.

Ein Mann stand vor ihm. Groß wie ein Mensch, klare, strenge Gesichtszüge mit hoher Stirn, einer geraden, edlen Nase – und doch kein Mensch!

Er trug eine helmartige Kopfbedeckung, die man ohne große Phantasie sofort als »Raumfahrhelm« bezeichnen mochte. Der Helm war mit technischem Beiwerk versehen, das symbolhaft auf dem breiten Rand angebracht war.

Helm, Beiwerk und Mensch – waren aus massivem Stein, keine vertrocknete Mumie, sondern eine Statue, die in einem Sarkophag transportiert worden war!

*

»Er bleibt lange«, murmelte Tuna Madanga. Der Indio wirkte nervös.

Er warf einen Blick zurück. »Ich gehen – nach Frau schauen. Geister vielleicht zürnen…«

Na also, dachte Amalla. Es kommt ja genau wie erwartet.

»Ist gut«, nickte der Spanier. »Ich warte hier auf Chancell.«

»Aber auch wirklich hier bleiben. Kein Mensch wissen, was Forscher-Mann in Wrack sieht, was er erlebt – vielleicht auch nicht mehr erlebt – da vielleicht schon tot…«

Gute Aussichten waren das nicht. Amalla hatte den Indio-Häuptling in Verdacht, daß er absichtlich schwarz malte, um sie bei der Stange zu halten.

Juan Lopez Amalla blickte dem Davongehenden nach.

In der Dunkelheit sah er Tuna Madanga mit einem der anderen Eingeborenen tuscheln. Die beiden Männer steckten die Köpfe zusammen. Dann verschwand Madanga, und der andere blieb.

Von dem dritten im Bund war nichts zu sehen, aber zu hören. Im Gebüsch weiter hinten Richtung Lagerplatz knackten Äste.

»Ich schlechtes Gefühl«, rief Tuna aus der Dunkelheit, als müsse er sein Vorgehen irgendwie erklären. »Hören Geräusche…«

Ich auch hören Geräusche, dachte Amalla im stillen. Geräusche machen Kamerad – vielleicht auch pirschen heran an schönes blondes Frau…

Angelique würde den Wink verstanden haben. Wenn Tuna auftauchte, würde sie ihn hinhalten.

Amalla zog es zu Chancell. Neugier und Unruhe erfüllte ihn.

Er näherte sich dem einen Eingeborenen, der in der Dunkelheit stand.

»Ich muß etwas wissen…«, sagte der Spanier in der Eingeborenensprache.

Er stand dem Indio gegenüber, den er erst gar nicht zu Antwort kommen ließ. Amallas Worte waren noch nicht verklungen, als der schon handelte.

Seine Rechte schoß nach vorn, traf die Kinnspitze seines Gegenüber genau. Ohne einen Laut von sich zu geben, sank der Mann in die Knie. Amalla fing den Fallenden auf und schleifte ihn ins Gebüsch. Er kannte die Wirkung seiner Schläge. Für die nächste Stunde war der Eingeborene nicht mehr ansprechbar. Das sollte reichen. Und nachher konnte er sich immer noch aus der Affäre ziehen, indem er behauptete, ebenfalls plötzlich Geräusche gehört und in der Dunkelheit den Feind nicht richtig erkannt zu haben. Da hatte er irrtümlicherweise doch tatsächlich den erwischt, der eigentlich zu seinem Schutz abgestellt worden war.

Der Spanier blickte sich in der Runde um und war auf Abwehr eingestellt für den Fall, daß er den zweiten Indio tatsächlich übersehen haben sollte.

Alles blieb ruhig.

Juan Lopez Amalla versteckte das zweite Gewehr ebenfalls im Gebüsch und lief mit dem anderen unterm Arm zu dem knorrigen Baum zurück, der als Brücke über den Sumpf fungierte.

Plötzlich peitschte ein Schuß durch die Stille.

Ein Todesschrei folgte und Amalla warf sich herum. Aufruhr im Lager!

Der Spanier lief wie von Sinnen den engen Pfad entlang. Zweige streiften sein Gesicht.

Angelique! Er glaubte, daß sie geschrien hatte. Sie befand sich in Gefahr! Aber es war doch kaum damit zu rechnen, daß Tuna und sein Begleiter…

Er tauchte am Ende des Weges auf und prallte wie vor einer unsichtbaren Mauer zurück.

»Oh, mein Gott… nein«, entrann es seinen Lippen, als er sah, was los war…

*

Chancell hielt den Atem an.

Einen Moment glaubte der Schweizer, ein Geräusch vernommen zu haben. Es hatte sich angehört wie ein ferner, gedämpfter Schuß.

Aber nein, da war nichts. Es war alles nur Einbildung gewesen.

Friedrich Chancell setzte seinen Weg durch das Schiff fort. Er fieberte vor Aufregung und bedauerte, daß Juan nicht dabei sein konnte. Der Freund würde wie auf heißen Kohlen sitzen. Wahrscheinlich konnte er kaum erwarten, mit welcher Nachricht er aus dem Schiffswrack zurückkehrte.

Amalla mußte diese Kostbarkeiten alle zu Gesicht bekommen. Sonst war die Freude, die er empfand, nur halb soviel wert.

Chancell lief den breiten Mittelgang nach vorn und öffnete dabei eine Tür nach der anderen. Die meisten Kabinen fand er jedoch leer vor. Dies waren offensichtlich Laderäume und die Kajüten für die Mannschaft. Einige Kabinen befanden sich in sehr schlechtem Zustand, andere ließen erkennen, wie die vermeintlichen Fremden mit dem stark gekrümmten Rücken und dem spitzen Kopf gelebt hatten. Auch die Liegen waren ihrer Körperform angepaßt.

An einigen Stellen in der Schiffswand gab es riesige Löcher, die der Rost gefressen hatte. Die Löcher waren verstopft mit Schlinggewächsen, in denen Kleinlebewesen hausten, Käfer und sogar Schlangen.

Eine gewundene Treppe, die noch völlig erhalten war, führte in einen ovalen Raum, der genau in Schiffsmitte lag.

Chancell wußte nicht, wohin er zuerst blicken sollte. Er glaubte sich auf den Leitstand eine fremden Raumschiffes auf einem fernen Planeten versetzt.

Hier blinkte es vor Sauberkeit, hier hatte der Zahn der Zeit sein Zerstörungswerk nicht beginnen können.

Das Metall war von einer hochglänzenden, wie lackiert aussehenden Schicht überzogen.

Mehrere Elemente, die an bequeme Schalensessel erinnerten, standen in genauer Anordnung in dem Raum, an dessen glatten Wänden ein einziges Symbol riesig und mit kräftigen Farben zu sehen war.

Das. Modell eines Atoms!

Man mußte schon äußerst ungebildet sein, um dieses Symbol nicht zu verstehen.

Da kam überhaupt nicht mehr der Gedanke auf, es könne sich um die sinnbildliche Darstellung einer Sonne mit ihren Planeten handeln. Soviele Planeten konnte eine Sonne gar nicht haben.

Groß und rot war der Atomkern und sah aus wie ein großes Lacksiegel, das sich von der Wand abhob.

Die Elektronen, Protonen und Neutronen waren ebenfalls als buntschillernde runde Placken dargestellt, die durch dünne Striche miteinander verbunden waren. Das waren die Umlaufbahnen der »Teilchen«.

Es war alles sehr verständlich.

Und doch in höchstem Maß rätselhaft.

Was hatte ein Atommodell, das auch der menschliche Verstand erdacht hatte und begreifen konnte, in diesem mysteriösen Wrack zu suchen?

Als würden ihn unsichtbare Hände nach vorn schieben, durchquerte er den ovalen Raum, von dem aus mehrere ebenfalls ovale Öffnungen wieder auf die anderen Gänge führten.

Friedrich Chancell stand gleich darauf vor der riesigen Wand mit dem Modell. Erst aus der Nähe erkannte er auch die zahlreichen Symbole, die man nur sah, wenn man in einem bestimmten Winkel vor der Wand stand. Diese Symbole glichen genau denen, die das geflügelte Skelett am Mast auf Deck auf dem leuchtend orangefarbenen Umhang trug!

*

Im Mikrokosmos war nur ein Bruchteil der Zeit vergangen, die in der Normalwelt abgelaufen war…

Macabros hielt sich an Sephoos' Seite. Der geflügelte Insektoide deutete auf die Schächte am Fuß des Berghanges.

»Dies sind die Zugänge in die Unterwelt. Dort unten, in den tiefsten Tiefen, haust Nh'or Thruu, der Vernichter meines Volkes, der unrechtmäßige Herrscher dieser Welt. Mein Ziel ist es, ihn auszulöschen und meine Rasse als rechtmäßigen Erben wieder einzusetzen. Wenn wir beide für dieses Ziel kämpfen würden, wäre es bestimmt einfacher, die alten Gesetze wieder einzuführen…«

Sephoos ging noch zwei Schritte weiter und näherte sich einem der riesigen Erdlöcher. Vom Rand her beugte er sich ein wenig nach vorn, als wolle er etwas Bestimmtes in der Tiefe beobachten.

»Ich muß vorsichtig sein«, wisperte er. »Nh'or Thruu hat die Gabe, Gefahren frühzeitig zu erkennen. In meinem besonderen Fall – davon kann ich ausgehen – gelingt ihm das nicht immer. Ein Wissenschaftler meines Volkes verstand die Kunst der Magie und hat einen fernen Nachfahren auserwählt, zum Urvater einer neuen Rasse zu werden. Auf mich fiel die Wahl…«

Macabros stand an Sephoos' Seite und starrte ebenfalls in die glosende Tiefe. Der Schacht führte glatt und kerzengerade in den schwindelerregenden Abgrund.

»Dies soll ein Zugang in die Unterwelt sein?« fragte Hellmark verwundert. Wie mußten die Wesen beschaffen sein, die in einen solchen Stollen vordringen konnte, ohne unten zu zerschmettern?

»Es ist ein Zugang für diejenigen, die Nh'or Thruu hinrichten ließ – so wie es dir jetzt ergehen wird…«

Sephoos hatte die letzten Worte noch nicht ausgesprochen, als er

schon handelte. Er sah seine Chance, den verhaßten Widersacher los zu werden. Macabros erhielt einen Stoß in die Seite. Im gleichen Augenblick konzentrierte sich Sephoos ganz auf das Wesen seines Opfers, um es auch hypnotisch zu betäuben und zu beeinflussen, wie er es bisher stets getan hatte.

Sein Vorstoß – versagte, mußte versagen, weil das Hirn, das er zu erreichen beabsichtigte, nicht aus Fleisch und Blut war, sondern aus einer feinstofflichen, ätherischen Substanz.

Björn Hellmark, der nun Macabros bewußt kontrollierte und genau erfuhr, was sich etwas drei Kilometer von ihm entfernt auf der anderen Seite des Hügels abspielte, hätte von Sephoos mit dessen ganzer hypnotischer Kraft angegriffen werden können.

Doch von Hellmark wußte Sephoos nichts. Und den Unterschied zwischen Doppel- und Zweitkörper kannte er nicht.

Macabros kippte zur Seite. Mit einem einzigen Gedanken hätte Hellmark seinen Akteur jenseits des Hügels sofort an eine andere Stelle versetzen können. Doch er machte das Spiel mit.

Er ließ Macabros fallen. Triumphierend beugte Sephoos sich weiter nach vorn und war ganz auf den in den Schacht stürzenden Körper fixiert, so daß ihm die schattenhafte Bewegung in seiner Nähe entging.

Wie durch Zauberei tauchten sie auf.

Hunderte jener Kampfpuppen, die Nh'or Thruus fanatischer, irrer Geist befehligte und überall dort einsetzte, wo er es für richtig hielt, wo es ihn faszinierte.

Mehrere Pfeile schnellten von den Bögen. Sephoos wurde in Armen und Flügeln getroffen. Die Pfeilspitzen rissen große Löcher in die Spannhaut seiner Schwingen.

Der Insektoide taumelte, wirbelte geifernd herum und versuchte wegzukommen von der Öffnung, was ihm auch gelang. Aber da war schon die nächste! Und in die trat er ein.

Er fiel in die Tiefe wie ein Stein.

Sephoos brüllte. Aber in dem Schacht, in dem er sich befand, konnte Macabros ihn nicht hören.

Hellmarks Doppelkörper wartete nicht das Ende der Reise ab. Macabros verkürzte den Weg in die Tiefe, versetzte sich an das Ende des Schachtes und kam in einer schaurig-faszinierenden Welt an.

Nh'or Thruus Welt, tief im Innern von Zoor!

*

Die Schächte waren wie Brunnen, die in unvorstellbarer Tiefe mündeten.

Macabros hatte das Gefühl, in einer gigantischen Höhle zu sein.

Die Decke über ihm war wie mit titanhaften Tropfsteinen gestaltet. Diese Steine waren hohl. In ihnen liefen die Schächte. Einen von ihnen hatte er kennengelernt. Der Boden unter seinen Füßen war glattgeschliffen wie Glas. Er war von schwarz-roter Farbe.

Der wie Glas aussehende Boden lag als Abschluß halbrund in einer Bucht, an die schwarze, zähe Wasser spülten.

Wie eine Gummimasse zogen sich die Wellen zurück, um nach einiger Zeit erneut an das schwarze Gestade zu rollen.

Das Ganze war begleitet von einem dunklen, tiefen Geräuschen. In dieses mischte sich ein anderes, in seiner Nähe. – Der Insektoide! Mit zerbrochenen Gliedern lag er nur wenige Schritte von ihm entfernt. Die Facettenaugen waren gebrochen, der spitzzulaufende Kopf war seitlich weggedreht. Sephoos atmete nicht mehr. Der Sturz durch einen der Schächte hatte ihm den Tode gebracht.

Macabros glaubte nicht an Zufälle, nicht daran, daß Sephoos durch einen Fehltritt in diese Situation geraten war.

Sephoos war von den gleichen Kämpfern angegriffen worden, die auch Carminia Brado zu Fall gebracht hatten. Bei Sephoos aber war der Zusammenstoß tödlich ausgegangen.

Auch das war wieder kein Zufall.

Diese Welt hatte ihre eigenen Gesetze. Es waren die eines Irren, für den das Leben in seiner ganzen Bandbreite nichts als ein Spiel war.

Nh’or Thruu griff immer wieder ein, wenn er es für richtig hielt und stellte neu die Weichen, um die Dinge so zu lenken, wie er sie haben wollte.

Ihm war sicher nicht entgangen, daß Macabros und Hellmark einunddieselbe Person waren. Und Björn bemühte sich auch gar nicht, in der Lage, in der er sich befand, ein Geheimnis daraus zu machen.

War dies das Herz der Welt, in der Nh’or Thruu residierte?

Macabros hielt sich dicht an den schwarzen, zerklüfteten Wänden, die immer wieder von Schächten und Gängen durchzogen waren. Ganz Zoor war durchlöchert wie ein Schweizer Käse.

Hellmarks Doppelkörper näherte sich der Bucht von der Seite her. Da gab es eine riesige Nische, versehen mit vielen Einschnitten in den Wänden, in denen dicke Steinplatten auf halber Höhe schwebten. Wie Plattformen bewegten sie sich auf und nieder, ohne dabei das geringste Geräusch zu verursachen. Einige Schächte in dieser Mauer waren völlig leer. Offensichtlich befanden sie sich in der Felswand in größerer Höhe.

Mitten in dem eigenartigen schwarzen Meer war eine Insel, auf der ein Gebäude stand, das in seiner irrsinnigen Anordnung von Mauern, Türmen, Zinnen, Mauervorsprüngen und Erkern kaum mehr als Burg bezeichnet werden konnte. Zentrum dieses unheimlichen Gebäudes war ein zwiebelförmiger Turm, der alles überragte und sich wie ein

Deckel auf die trutzigen schwarzen Mauern preßte.

Ein kaum wahrnehmbares Pulsieren fand hinter den dünnen, halbdurchsichtigen Wänden des riesigen Mittelturmes statt.

Und dann sah Macabros etwas, das Hellmark mit Entsetzen erfüllte.

An einem Pflock vor dem riesigen Tor dieser unterirdischen Burg war ein Mensch gekettet. Ein Mann! Er hatte eine silberne Haut. Arson! In unerreichbarer Entfernung vor ihm ragte ein flacher Brocken aus der Erde. Wie ein Opferaltar… Darauf lag ein kleiner Lederbeutel. Der war Eigentum Hellmarks. Darin befand sich ein versteinertes Auge des Schwarzen Manja. Hellmark hatte den Beutel Arson zu dessen Schutz zur Verfügung gestellt. Arson lag reglos am Boden.

Macabros nahm eine Bewegung aus den Augenwinkeln wahr. In einem der Mauerschächte senkte sich eine Platte herab. Darauf kauerte jemand: Eine junge Frau, nur spärlich bekleidet.

Die Haut der Frau hatte die Farbe von Sahnekaffee.

Carminia Brado!

Hellmark, von den obersten Schachtlöchern noch mehr als tausend Schritte entfernt, hatte das Gefühl, innerlich wund zu sein.

Die Frau an seiner Seite, uralt und verrunzelt war auch Carminia Brado, die von sich behauptete, der menschenverachtenden Magie des wahnsinnigen Nh'or Thruu zum Opfer gefallen zu sein!

*

»Angelique!« Juan Lopez Amalla schrie den Namen gellend heraus.

Er meinte, die Erde unter seinen Füßen würde sich jeden Moment auftun.

Ein Alptraum!

An einem Ast unweit des Lagerfeuers hing die Leiche der hübschen Blondine aus Narbonne.

*

Amalla umklammerte das Gewehr.

»Tuna! Schweinehund! Wer war das!« Er taumelte wie ein waidwundes Tier auf die Erhängte zu. Das war nicht erst vor wenigen Augenblicken gewesen. Gleich nach ihrem Aufbruch mußte Angelique ihr grausames Schicksal ereilt haben.

Wer hatte dann geschrien? Tuna?!

»Nein, Herr… Tuna hat es nicht getan!« erscholl die Antwort aus dem Busch.

»Warum versteckst du dich dann?«

Mit blitzenden Augen sah Amalla sich um. Seine Hände zitterten

wie die eines alten Mannes.

»Gefahr! Auch Sie sollten sich verstecken… Herr… Frau hingerichtet… keine Zeugen geben sollen…«

Im Buschwerk knackten Zweige, Amalla registrierte hastige Bewegung. Tuna und sein Begleiter suchten das Weite…

Bewegung auch rechts. Da war eine Gestalt. Amalla riß die Augen auf vor Angst, Ratlosigkeit und Verwirrung.

Ein »Mann in Schwarz«.

Da stand er, wie ein Geist aus dem Nichts aufgetaucht und hielt in den Händen ein Gewehr. Er legte an und schoß.

Amalla fühlte das heiße Projektil an seiner Wange vorbeistreichen. Er wollte selbst schießen und kam nicht mehr dazu. Die nächste Kugel bohrte sich in seine rechte Hand. Mit einem Aufschrei ließ der Spanier das Gewehr fallen, machte auf dem Absatz kehrt und lief in die Nacht, den Weg zurück, den er eben gekommen war. Dort in der Dunkelheit gab es tausend Verstecke. Er hatte ein weiteres Gewehr zurückgelassen. Damit konnte er sich noch immer verteidigen, wenn es darauf ankam.

Im ersten Moment reagierte er kopflos.

Dann ordneten sich seine Gedanken wieder. Am besten war die Nähe des Wracks. Dort war auch Chancell. Der mußte gewarnt werden. Die »Männer in Schwarz« machten ernst…

*

»Wunderbar, es ist wie ein Traum…«, hörte Chancell sich flüstern.

Er stand vor der riesigen Wand und führte tastend seine Hand über die glatte, lauwarme Fläche.

Dann berührte er absichtlich einen der Placken.

Es war eine dunkelblaue Fläche, die symbolhaft ein Elektron darstelle.

Die Fläche begann zu pulsieren. Licht flackerte rhythmisch im Schlag eines Herzens in dem Placken auf, und die Atmosphäre ringsum veränderte sich.

Es wurde eigenartig dunstig, trüb, und das pulsierende blaue Licht war überall in dem ovalen Raum zu sehen.

Friedrich Chancell drehte sich um seine eigene Achse, schlug die Hände vor die Augen und brach vor dem glühenden Atommodell zusammen.

Rasende Schmerzen jagten durch seinen Körper, und er hatte das Gefühl, in alle Richtungen gedreht und gestreckt zu werden.

Dabei war genau das Gegenteil der Fall!

Doch das registrierte nicht er, sondern Juan Lopez Amalla, der in diesem Moment das Ende des Pfades erreichte.

Der Spanier starrte auf das Wrack der namenlosen Götter.

Was hatte das zu bedeuten?

Das Schiff war nur noch halb so groß?! Narrte ihn ein Spuk? Verlor er den Verstand?

Jetzt nur noch ein Viertel! Es schrumpfte mit rasender Geschwindigkeit vor seinen Augen, war jetzt nur noch so groß wie ein Mittelklassewagen, jetzt wie ein Kinderwagen, ein Spielzeugauto… eine Streichholzschachtel, ein winziges Etwas, dessen Form nicht mehr genau auszumachen war und…

Der Schuß krachte. Mit den weit aufgerissenen Augen und dem ungläubigen Blick, der ihn auch im Tod nicht verließ, fiel Juan Lopez Amalla mit dem Gesicht nach vorn, hinein in den schmatzenden, aufspritzenden Sumpf.

Der »Mann in Schwarz« stand mitten auf dem schmalen Dschungelpfad und ließ das Gewehr sinken, mit dem er Amalla getötet hatte.

Der Spanier lag noch einige Minuten auf dem Sumpf und tauchte dann immer mehr ein. Schließlich schwappte der zähe Schlamm über ihn hinweg und bedeckte ihn vollständig.

Der geheimnisvolle »Mann in Schwarz« drehte sich wortlos um. Der Dschungel schluckte ihn…

*

Wer ist Carminia?

Weder Hellmark noch Macabros kamen in dieser Sekunde dazu, diese Frage eindeutig zu klären.

Macabros wurde durch ein einmaliges Erlebnis abgelenkt, ein Ereignis, das auch Nh’or Thruu nicht in sein grausames Spiel eingeplant hatte.

Ein helles Flimmern durchbrach die ringsum herrschende Dunkelheit.

Mitten auf dem schwarzen zähen Wasser direkt vor der unheimlichen Burg Nh’or Thruus kam es zu einer Erscheinung.

Ein Schiffswrack tauchte auf. Es war über und über mit Tang, Moos und Schlingpflanzen überwachsen, und Kanonen starrten aus brüchigen Luken. Mitten auf Deck stand ein halb abgebrochener Mast, an den ein Skelett angekettet war. Es hatte Flügel, und um die Knochenschultern wehte ein orangefarbener Umhang mit magischen Symbolen!

Der Eindruck währte nur Sekunden! Dann löste das alte Wrack sich wieder auf in Nichts. Die Luft flimmerte noch an der Stelle, wo es kurz gelegen hatte, um das schwarze, unterirdische Wasser wie einen Zwischenhafen anzulaufen –, um dann endgültig hineingeschleudert

zu werden in die Welt des Atoms.

Einen Moment lang schien es Macabros, als höre er einen Menschen schreien. Die Stimme klang unendlich fern, wehte nach und verstummte dann mit dem Verschwinden des geheimnisvollen Wracks, das diesen Teil des Mikrokosmos »nur passiert« hatte.

Björn Hellmark bekam durch Macabros die Erscheinung mit. Nach der ersten Überraschung handelte er.

Er riß das »Schwert des Toten Gottes« empor. Gewißheit durchflutete ihn, als er die Kopie einer uralten Frau zurückstieß und zuschlug. Mit einem einzigen Hieb trennte er den Kopf von den Schultern der Puppe, die Nh'or Thruu an der Stelle der wirklichen Carminia geschickt hatte.

Aber was war das?

Sollte er sich so getäuscht haben?

Das war gar keine Puppe, kein Roboter?!

Blut!

Ein Mensch aus Fleisch und Blut stürzte ohne Kopf direkt vor seine Füße…

ENDE

Björn Hellmark alias Macabros

Die Abenteuer eines außergewöhnlichen Menschen

Björn Hellmark ist der Erbe der unsichtbaren Insel Marlos, die in der Clarion-Graben-Zone genau zwischen Hawaii und den Galapagos-Inseln liegt.

In der Geister-Höhle bewahrt er seine Trophäen auf, die er im Kampf mit Geistern, Dämonen und jenseitigen Mächten gewann, und die von großer Bedeutung für ihn sind.

Er besitzt:

1. das Schwert des Toten Gottes, das nur seine Hand führen kann.
2. die Dämonenmaske. Sie verwandelt seinen Kopf in einen Knochenschädel. So jedenfalls nehmen menschliche Augen ihn wahr. Dämonen sehen etwas darin, das sie zerstört.
3. den Trank der Siaris. Er bewirkt geistige Weitsicht. Zum falschen Zeitpunkt angewendet, bringt er jedoch den Tod.
4. die sieben Augen des Schwarzen Manja. Das sind faustgroße, rubinrote Objekte, die aussehen wie ungeschliffene Edelsteine. Sie heißen deshalb Manjaaugen, weil sie tatsächlich von dem Heiligen Vogel stammen, der in der Vergangenheit der Erde auf Xantilon lebte und etwa 700 Jahre alt wurde. Die Augen toter Manjas wurden zu Stein, die Körper vergingen.
5. Velenas Armreif. Er bewirkt Unsichtbarkeit. Darf aber nicht zu oft angewandt werden, da sich die darin gespeicherten magischen Energien mit der Zeit verbrauchen.

Hellmark hat die Gabe, sich zu verdoppeln. Sein Doppelkörper heißt Macabros. Björn war in einem ersten Leben Kaphoon, ein Kämpfer für Recht und Freiheit.

Mit Björn Hellmark lebt eine Anzahl weiterer Menschen auf Marlos. Jeder hat eine eigene, einfach eingerichtete Blockhütte.

Carminia Brado: Brasilianerin von atemberaubender Schönheit. Hellmark nennt sie zärtlich »Schoko«. Sie hat ebenfalls schon mal gelebt, vor zwanzigtausend Jahren. Da war sie Loana, die Tochter des Hestus.

Rani Mahay: Inder, genannt »Der Koloß von Bhutan«. Kann mit bloßem Willen wilde Tiere zähmen.

Pepe: Hellmarks Adoptivsohn aus den Urwäldern Yukatáns. Er verfügt über parapsychologische Fähigkeiten. In seiner Gegenwart verbiegen sich Bestecke, zerplatzen Glühbirnen, bleiben Fahrstühle und Rolltreppen und manchmal auch Autos stehen…

Al Nafuur: Zauberpriester aus Xantilons Vergangenheit. Er existiert als Unsterblicher in einem Zwischenreich. Manchmal nimmt er geistigen (telepathischen) Kontakt zu Björn Hellmark auf.

Ak Nafuur: Zwillingsbruder. Jahrtausende lang nannte er sich Molochos, um ewiges Dämonenleben zu besitzen. Mit Hilfe der sieben Manjaaugen konnten die bösen Geister der Dämonengöttin Rha-Ta-N'my aus seinem Körper vertrieben werden.

Camilla Davies: Medium aus London.

Alan Kennen: Junger Mann, der Björn jegliche nur denkbare Unterstützung zukommen läßt.

Jim, der Guuf: Sein Vater war ein Kugelkopf, seine Mutter eine Menschenfrau, die gegen ihren Willen in die Vergangenheit der Erde verschlagen wurde. Jim wurde in der Gegenwart geboren. Er sieht aus wie ein Dämon – und ist eine Seele von Mensch. Durch sein Äußeres fällt er überall auf und die Menschen erschrecken vor ihm. Das macht ihn traurig. Auf Marlos fühlt er sich wohl.